

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 26.

Bießen, 4. Sonntag nach Trinitatis, 5. Juli 1914.

3. Jahrgang.

Wie finden wir Lebensfreude?

1. Brief des Petrus 3, 10–15. Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nichts böses rede und seine Lippen, daß sie nicht trügen. Er wende sich vom Bösen und tue Gutes; er suche Frieden und jage ihm nach. Heiligt aber Gott den Herrn in eurem Herzen.

„Wer Freude am Leben haben und gute Tage sehen will“ — mit dem redet Petrus im vorliegenden Abschnitt. Wer wollte das wohl nicht? Und erst recht in heutiger Zeit! Man kann sich kaum einen moderneren Wunsch denken, als Lebensfreude und gute Tage! Wer hierfür das schmackhafteste Rezept verschreiben kann, der ist in Wahrheit unser Mann! Nun wohlan, was bietet uns Petrus? Eine Weisung, die er an seinem eigenen Ich erprobt hat. Sie lautet mit einem Wort: Sei ein rechter Christ! Und wenn man unseren Abschnitt auf seinen genauesten Inhalt prüft, dann kann man sagen: er bildet eine gedrängte Zusammenfassung der Bergpredigt Jesu. Eine Stelle (Vers 14) ist ihr ja sogar direkt entnommen. Das sind alles unserm „christlichen“ Ohr vertrauteste Forderungen: Vergeltet Böses mit Gutem, seid selber gut, ohne Menschenfurcht; statt dessen steht in der Heilighaltung des Herrn. Dazu gehört, sich freimütig zu ihm bekennen und nach seinem Beispiel handeln und wandeln. Dann habt ihr ein gutes Gewissen. Und ohne dieses keine Lebensfreude und keine guten Tage! Also nochmals: Seid rechte Christen! Charakteristisch an dieser Petrus-Mahnung könnte noch das sein, daß sie betont an solche Leute gerichtet ist, die sich in eine ihnen feindliche, unchristliche Umgebung versetzt wissen. Was sollen wir nun dazu sagen? Ist's nicht so: Das Rezept des Apostels klingt uns gar zu alltäglich! Das haben wir ja schon auf der Schulbank von klein auf gehört, das hören wir seitdem bei jedem Besuch in der Kirche, das steht in jedem christlichen Buch und in jedem christlichen Sonntagsblatte. Das ist so bekannt, daß man — nichts Rechtes mehr damit anzufangen weiß! — Aber da fällt uns ein Artikel ein, den wir jüngst in einem Blatt lasen. Er handelte von der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung, insbesondere von den vielen dort ausgestellten Porträts. Und dem Beschauer war als hervorstechendstes Charakteristikum aufgefallen, daß auch nicht auf einem einzigen Gesicht sich Freude am Leben ausdrückt, obwohl alle, die da gemalt wurden, was man so nennt, recht „gute Tage“

gesehen haben und sehen! Der Artikelschreiber hat an nichts weniger als einen „christlichen Standpunkt“ gedacht. Um so, fast möchte man sagen erschütternder ist seine Feststellung. Aber nun die andere Frage: Wo sind denn heute auch noch Christen im Sinne der Bergpredigt? Das heißt von innen heraus ganz neu gewordene Menschen! Fast fürchten wir, daß die heutige Zeit erst wieder in Wahrheit gute Tage sehen und Freude am Leben haben wird, wenn ihr das Rezept des Petrus nichts Alltägliches und längst Bekanntes mehr, sondern wieder befreiender Gehaltsinhalt geworden ist.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Nach Nauplia kehrten wir nicht mehr zurück, sondern fuhren mit der Bahn nach Mlyli d. h. den Mühlen. Der westliche Teil der argolischen Ebene ist ganz mit Wein bepflanzt und wird in seiner südlichen Erstreckung mehr und mehr durch die dem Meere immer näher tretenden Berge geschmälert. Man sieht aus der Bahn über die üppige, grüne Umgebung weg auf das blaue Meer und das malerische Nauplia. Mlyli heißt übrigens offiziell Lerna, ist also der Standort der lernidischen Schlange, was immer auf Sieber deutet. Der Sonnenheros Herakles überwand sie mit Hilfe seines Dieners Jolaos. Ihre Köpfe waren die Quellen (noch heute heißen sie in Griechenland kephalaria), die an einer Stelle verstopft, an anderen Orten immer wieder hervordringen. Nur durch Abbrennen des Waldes, der den Sumpf bedeckte, konnte die Urbarmachung begonnen werden. Noch heute ist die ganze Gegend zum Unterschied von dem übrigen durstigen Argos sehr wasserreich durch Rinnale aus den Bergen und Quellen von einer Mächtigkeit, daß man an deren Speisung aus dem arkadischen Hochland gedacht hat.

Von Mlyli aus dringt die Bahn ins Innere des Peloponnes. Wir stiegen daher in einen anderen Zug. Einige Tage vorher hatte man erst den Betrieb dieser damals neuesten Bahn begonnen. Es folgten nun genussreiche Stunden. Die Bahn grub sich immer tiefer ins Gebirg hinein in beständiger Steigung. Das Gelände, wenn auch nicht bewaldet, war grün

und in den Gründen erfreute der Anblick frischen Wassers. Je tiefer wir zwischen den rechts und links zu 1400 und 1000 Meter hohen Bergen eindringen, desto enger und malerischer wurde das Tal. Das kann sich getrost den schönsten Bahnen, etwa dem Semmering und der Schwarzwaldbahn, an die Seite stellen. Der Mangel an Wald wird in Griechenland durch das herrliche Licht ausgeglichen. Man freute sich über die herrlichen Schluchten, die frischen Wasser, die von beiden Seiten dem Bahntal zuströmten. Auf der Höhe erreichten wir die Talkessel von Achladokampos, rings eingeschlossen von hohen Bergen, dem Klenia und dem Parthemai. Hier beginnt der Glanzpunkt der Bahn. In einem Bogen von 10 Kilometern legt sie eine Entfernung von 2 Kilometern in Luftlinie zurück. Auf einer Strecke von 1 Kilometer überschreitet sie 3 Viadukte, von denen einer 250 m lang und 70 m hoch ist. An der Breitseite des massigen Parthenion (1200 m) sehen wir die schmale Linie, auf welcher die Auffahrt vor sich gehen sollte. Ein Belgier stieg ein, ein Mann, der am Eisenbahnbau beteiligt war. Er gab uns mancherlei Aufschluß. Oben am Berge thront Achladokampos d. h. Bienenfeld unter grünen Frucht-bäumen, dessen most honorable, wie Shakespeare die Mörder des Cäsar bezeichnet, dessen höchst ehrenwerte Bewohner der Bahn über 1000 Schwellen und andere nützliche Dinge gestohlen hatten, weshalb ihr Ort von den Belgiern Klephtokampos und von den Italienern Ladrocampo, d. h. Spitzbubensfeld, umbenannt worden sei. Wir fuhrten hinter diesem rühmlichen Ort langsam an der rechten Seite des Tals bergan über den kirchturmshohen Steg, der den Bach überbrückt, durch dessen Tal wir von Myli an gefahren waren und der hier durch eine großartige Schlucht in die Talmulde von Achladokampos eintritt. Noch lange Zeit hatten wir den Blick in die Talmulde. Der Weg, den wir zwischen den Bergen zurückgelegt hatten, ließ sich wie eine leichte Furche in der Gebirgsmasse verfolgen. Herrlich war auf dieser Fahrt das Abendlicht. Einzelne malerische Dörfer wurden berührt oder zur Seite gelassen. Endlich mit Dunkelwerden war die Höhe erreicht. Große Bewegung ist auf der Station, Militär steigt ein. Die Leute stehen in der Nacht sogar die Schwellen vom Bahnkörper, es ist ein förmlicher Kleinkrieg gegen die Eisenbahn. Nun gings etwas bergab, und es ist nichts mehr zu sehen. Man merkt, man ist auf einem Hochplateau, die Luft ist empfindlich kühl. Wir kommen nach Tripolizza. Der Belgier hat uns auf den Empfang dort vorbereitet. Eine schwarze dichtgedrängte Menschenmenge steht dort, keine Beleuchtung außer dem unsicheren Licht der Wagen. Wie die Raben stürzen sich die dienstfertigen Geister auf unser Gepäck, wir lassen aber niemand daran kommen und bahnen uns mit gespitzten Ellenbogen den Weg durch die Menge. Ein Kutscher will sich uns aufdrängen, der Hotelier habe ihn geschickt. Wir wollen nichts von ihm wissen. Ein Junge nimmt sich unserer Sachen an. Ein Öktroibeamter erscheint und will unsere Sachen sehen. Ich werde grob: Wir handeln nicht mit Reis und Zucker. Er wollte ins Hotel nachkommen, ist aber nicht gekommen. Ein warmer Händedruck hätte ihn sonst auch befriedigen müssen. In rasender Fahrt jagen wir durch die Straßen, die nur von den Magazinen her ihr Licht empfangen. Die Stadt dehnt sich lang aus, es dauerte lange, ehe wir vor dem Hotel zur Krone hielten. Der Wirt bewillkommnete uns, man hatte uns ohne unser Wissen schon von Nauplia angemeldet.

Um 4 Uhr am nächsten Morgen sollten wir fort. Wir wurden in freundliche Zimmer geführt. Dann aßen wir unten ein sehr schmackhaftes Abendbrot und tranken vorzügliches Wein. Mit leisem Sägen ging es ins Bett, und bald schliefen

wir alle. Die Reiseunruhe brachte uns jedoch schon um 3 Uhr auf die Beine und einer von den sächsischen Reisegefährten begann dann die Wanzenjagd und setzte jedes dieser lebenswürdig-anhänglichen Tierchen einzeln an die frische Morgenluft. Nun sah sich natürlich jeder von uns sein Bett an und machte interessante Entdeckungen. Das gehört eben zum Orient, zur Levante, von der es ein boshaftes Verschen etwa des Inhalts gibt:

Wer nie sein Brot mit Unschlitt aß,
Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Wer nie die Wanze lebend fraß,
Der kennt dich nicht, du göttliche Levante.

Bei der Kammerjägerei wurde man munter. Unwille und Heiterkeit gaben eine gute Morgenstimmung. Der Kaffee wurde aufgetragen, und unser Zahlmeister untersuchte noch einmal die bereits am Abend im voraus bezahlte Rechnung. Man hatte uns wirklich den nicht benutzten Wagen mit vier Drachmen angekreidet, dem Jungen hatten wir $1\frac{1}{2}$ bezahlt. Da wurde denn der Wirt noch um $\frac{1}{2}$ Uhr aus dem Bett geholt und mußte unter Entschuldigungen noch die 4 Drachmen ausliefern.

Wir bestiegen unsere Pferde. Es war ein wundervoller Ritt in der Dämmerung und in der frischen Morgenluft aus der Stadt hinaus, den Bergen zu. Es wurde heller. Die Berge bekamen ein geheimnisvolles Licht. Sie sehen in Griechenland immer morgens so feierlich aus. Man versteht und fühlt die homerische Rede von der heiligen Morgenfrühe. Es war einem auch feierlich zu Mut. Um 5 Uhr läuteten die Glocken von Tripolizza, es ist ja Sonntag. Die griechische Kirche steht noch früher auf als die katholische. Wir waren bereits hoch über dem selbst über 665 m hoch gelegenen Tripolis, das mitten in einer großen Ebene liegt, auf welche schöne Berge herablicken. Weiße Landstraßen durchkreuzen die Hochebene, vereinigen sich in diesem Herzblatt des Peloponnes. In dieser Hochebene lagen einst zwei bedeutende Städte, Tägea und Mantineia, die beide verschwunden sind. Das Gebiet der letzteren, bekannt durch Sieg und Tod des Epaminondas 362 v. Chr., ist größtenteils versumpft. Tripolizza (Tripolis) verdankt seine Existenz den Türken. Der Pascha von ganz Morea hatte dort seinen Sitz. Der Name erinnert übrigens daran, daß die Stadt auf dem Gebiet dreier antiken Städte (Mantineia, Pallantion, Tägea) erbaut worden ist. Einer der großen Erfolge im griechischen Freiheitskampf war die Einnahme dieser Stadt am 5. Oktober 1821 durch Theodoros Kolokotronis, bei der die türkischen Bewohner niedergemetzelt und fast die ganze Stadt zerstört wurde. Sie fiel 1825 freilich wieder in die Hände Ibrahim Paschas, der erst 1828 wieder abzog. Jetzt ist Tripolis eine stattliche aufblühende Stadt von über 10 000 Einwohnern, das Handelszentrum des mittleren Peloponnes.

(Schluß folgt.)

Eine oberheffische Landstadt in der napoleonischen Zeit.

Von Pfarrassistent Hugo Henmann in Mainz.

(Fortsetzung.)

Freilich vorderhand sah es nicht so aus, als solle Napoleons Stern sinken. Denn gerade im Frühjahr 1813 hat er noch einmal sein ganzes organisatorisches Talent zusammengerafft und mit einer Schnelligkeit neue Heere ostwärts geworfen, die wir heute noch bewundern müssen. Im Herbst des vorigen Jahres bin ich gelegentlich der Festpredigt zur Jahrhundertfeier der Frage nachgegangen, warum wir unseren

hessischen Vorfahren nicht verübeln können, daß sie nicht den Volkssturm zur Freiheit im Frühjahr 1813 mitmachten. Die Einzelheiten habe ich damals schon ausgeführt. Nur ein Moment hebe ich noch besonders hervor: unseren Vorfahren wurde gar keine Zeit zur Besinnung gelassen. Noch lagen im März Flüchtlinge aus Rußland in der Krone bei Johannes Hofmann und ließen sich gesund pflegen, als auch schon von der hohen Strafe und von Gießen her neue Franzosenkrieger heranrückten. Hätte Napoleon etwa bis Mai gezögert, dann hätte auch bei uns alles in hellen Flammen der Begeisterung gestanden. Darum eilte der Kaiser, er fürchtete den deutschen Idealismus. Es scheint so, als habe er über das ganze Land hin Besatzungen verteilen lassen, deren Glieder nicht zum Rheinbund gehörten, um in den Westdeutschen eine ähnliche Erhebung zu verhindern, wie sie in gewaltigem Sturmessen über den Osten dahingebraust waren. In der Tasche konnten sie ja die Faust ballen. So lagen in Grünberg seit April etwa polnische Reiter vom 4. Regiment Lanciers. Und nun wiederholt sich daselbe Bild wie anno 1806 und 1812, allerdings diesmal in noch viel größerem Umfang. Truppenzüge ohne Ende, Kontributionen und Kriegskosten in unerreichlichen Summen, Kriegsfahrten ohne Ende, Souveragelieferungen, bis der letzte Halm Heu und Stroh abgeliefert, das letzte Scheit Holz ins Magazin gewandert ist. Wieder dienen die Schirn und die Kirche als Packräume. Alle Seile, die in der Stadt zu haben sind, werden als Zugstränge requiriert, selbst die Glockenseile werden nicht verschont. Der Seilermeister Jonas Nebhut weiß sich vor Arbeit nicht mehr zu helfen. Dazu die angenehme Beigabe der polnischen Reiter, die der Stadt gewaltige Zechen antrinken und Unfug aller Art verüben. Aber auch das Militärische vergessen sie nicht ganz. Täglich exerzieren sie auf der Paulswiese, so daß die Besitzerin, Johannes Zöcklers Witwe, jammern zum Oberbürgermeister gelaufen kommt und über ihr schönes zertretenes Heugras klagt. Aber auch der Stadtgewaltige kann ihr nicht helfen; denn er ist gegen die Lanciers völlig wehrlos, er kann ihr bloß Schadenersatz versprechen. Heu haben die Grünberger in jenem Jahr auch gemacht; aber nicht für ihre Pferde und ihr Vieh, das wanderte alles in die französischen Magazine, und die Vergütung dafür war gar gering. Gute Tage hatten allein die Lehrer und die Schulkinder. Alle Schulräume wurden zu Kriegszwecken benutzt und für die Buben gab es bei dem bunten militärischen Treiben alle Tage Neues und Interessantes zu sehen. Es haben sich im Volksmund bis auf den heutigen Tag mancherlei Anekdoten erhalten, die ich als Nicht-Grünberger natürlich längst nicht alle kenne. Nur einige seien hier wiedergegeben.

Im Wirtshause von Johannes Feldmann sind heute noch an einer Säule Scharten sichtbar, die von Säbelhieben herrührten, durch die Soldaten die Schärfe ihrer Schwerter erproben wollten. Ein polnischer Offizier ließ bei seinen Quartierleuten als Andenken eine Vorstecknadel zurück; ein Fall, der wohl ziemlich selten war. Die Kartoffelsuppe wurde für die Truppen in großen Kesseln gekocht usw.

Der Ratsdiener Gravelius konnte all die Arbeit nicht mehr allein bewältigen, und so wurde noch ein Stadtdiener ernannt, Christoph Hartmann, die nun mit der Woche in der Schirn abwechseln konnten. An die Stelle des Bürgermeisters Kaspar Kreuder trat in jenem Jahr der Kupferschmied Johann Kaspar Henrich. Kreuders Kraft war scheinbar auch durch all das Schwere, das in seiner Amtszeit über die Stadt hereingebrochen war, zermürbt. Denn schon vorher hatte er beim Großherzoglichen Amt gebeten, die durch den Krieg nötigen

Amtsgeschäfte niederlegen zu dürfen. Für diese militärischen Angelegenheiten wurde darum der Ratsverwandte Johannes Kifner seit Juni verantwortlich gemacht.

Mitte Juni zogen die polnischen Reiter ostwärts, um die Schlachtfelder der Entscheidung aufzusuchen. Aber Ruhe gab es darum für das Städtchen doch nicht. Denn nun kamen die Verwundetentransporte an; meist waren es hessische Krieger, „großherzogl. Rekonvaleszenten“, wie es heißt, die in ihre Heimat zurückbefördert wurden. Hauptsächlich die Schulräume dienten als Lazarette. Verwundete Offiziere wurden in den Gasthäusern verpflegt, oder auch wohlgestellte Bürger nahmen sich der Unglücklichen freiwillig an. So gingen Sommer und Herbst unter bangen Erwartungen dahin. Dann kam die Kunde von dem endgültigen Untergang von Napoleons Herrlichkeit in der Leipziger Schlacht. Hatte man vorher mit Ingrim dem Franzosenkaiser Gut und Blut opfern müssen, jetzt brach der lang gezügelte Haß gewaltig hervor. Es war für unsere Ahnen der Tag gekommen, von dem Schiller gesagt hatte:

„Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung des Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besond're Schuld auf einmal zahlt!
Bezähme jeder die gerechte Wut
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache!“

Dieser eine Tag, der „süße Tag der Rache“, nach dem Ernst Moritz Arndt sich gesehnt hatte, war gekommen, auch für das Städtchen Grünberg. Schon hatten die Söhne Grünbergs, die im Frühjahr wieder unter Frankreichs Adlern ausgezogen waren, mit ihrem Großherzog sich auf die Seite der deutschen Freiheit geschlagen; und endlich hat es auch nicht an solchen Söhnen Grünbergs gefehlt, die zu den freiwilligen Freiheitskämpfern gingen. Ihre Namen sind: Georgi, Rühl, Semler, Zöckler. Bei Leipzig war Johannes Christ gefallen; weitere Opfer der Freiheitskriege waren: Daniel Bornträger und C. Hartmann. Hartmann ist meiner Ansicht nach Freiwilliger gewesen; denn als er fiel, war er 16 Jahre alt. So junge Leute hat man aber nicht ausgehoben, folglich freiwillig! Vielleicht waren es noch einige, deren Namen uns aber nicht erhalten sind. Meine Leser dürfen sich das nämlich nicht so vorstellen, als hätte mir eine Liste jener freiwilligen Kriegsteilnehmer vorgelegen; man ist da auf meist zufällige Notizen in den alten Urkunden angewiesen, aus denen man dann seine Schlüsse und Folgerungen ziehen muß.

Doch folgen wir wieder dem Gang der kriegerischen Ereignisse! Von dem Rückzug oder besser von der Flucht der Franzosen von Leipzig her merkte man in Grünberg nichts. Napoleon nahm ja seinen Weg durch das Suldaer Land über Hanau hin zum Rhein. Desto mehr aber merkte unser Städtchen von den Verfolgern. Fast noch zwei Jahre hatte es unter den Befreiungskriegen zu leiden. Schon Ende Oktober kamen die ersten Sieger von Leipzig hier an, preussische und russische Kavallerie. Am 3. November logiert im „Wilden Mann“ „der russische General der Gewaltige“, wie der damalige Unterbürgermeister oder Beigeordnete Kreuder schreibt. Wer dieser Russe war, wird nicht gesagt, vielleicht General von Wittgenstein. Er stand in Briefverkehr mit Blücher, dem volkstümlichsten Helden der Befreiung. Unsere Alten erzählen heute noch, im Kammerwald seien Reste des Blücherschen Lagers zu sehen. Es ist nicht unmöglich, daß Blücher in Grünberg ge-

wesen ist. Teile seines Armeekorps haben hier genächtigt; aber beweisen läßt sich das nicht; denn es ist uns keinerlei Nachricht darüber erhalten. An das Blücherlager im Kammerwald glaube ich nicht. Die Verfolger Napoleons hatten Eile und warfen keine Lagergräben auf. Die Schanzreste am Kammerwald werden aus dem siebenjährigen Krieg stammen, es finden sich ja auch sonst noch in unserer Gemarkung Schanzreste aus jener Zeit. Die Anwesenheit der Befreier Deutschlands, vor allen Dingen der Russen, verursachte aber unseren Vorfahren eine schwere Zeit der Bedrängnis. Vor allem die Kosaken benahmen sich nicht anders, als wären sie in Feindesland. Sie waren eben halb wilde Barbaren. Alles, was nicht rand- und band-, niet- und nagelfest war, hießen sie mitgehen. Sogar ihre Pfeifen kauften sie sich auf städtische Kosten. Bei Rentamtmann Stammler wohnte längere Zeit der russische Generalwagenmeister, der also wohl die richtige Beförderung der Bagage überwachte. Er liebte einen guten Trunk, und darum mußte ihm täglich ein Schoppen Arrak auf städtische Kosten gereicht werden. Eine große Zahl Verwundeter lag in den Häusern, auf der oberen Siegelhütte bei Johannes Seitz einige Preußen. In Bürgerquartieren waren manche untergebracht. So ein freiwilliger Jäger vom Nordischen Korps, Namens Friedrich Wilhelm Berein, dem täglich ein Schoppen Wein gegeben wurde, damit seine Kräfte wieder auf den Damm kamen. Ein Leutnant von Wallenstein ließ es sich im „Wilden Mann“ wohl sein; er gehörte zum Armeekorps Blüchers. Da die Stadt überfüllt war, kampierten die Russen in der Lehmenkaute. Für alles eßbare Viehzeug war damals schwere Zeit; denn unter ihnen wurde ein großes Morden angerichtet. Besonders übel waren die Schafe daran. Die Russen scheinen große Liebhaber des Hammelfleisches gewesen zu sein. Zahllose Schafe wurden zur Schlachtbank geführt und auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, denn die Kosakenmägen waren unerfülllich. Der Schäfer aber stand klagend bei seiner klein gewordenen Herde.

Der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz dagegen, der längere Zeit hier weilte, war ein Liebhaber von Ochsenfleisch. Sein Küchenzettel, den Martin Zöckler zu liefern hatte, ist uns erhalten geblieben; er bestand in folgendem: 40 Pfund Ochsenfleisch, 20 Pfund Hammelfleisch, 20 Pfund Kalbfleisch, 6 Pfund Spickspeck, 14 Pfd. dünne Schinken, 4 Stück dünne Ochsenzungen, 15 Pfund Wurst. Für all diese Eßwaren erhält der Metzger sage und schreibe 19 fl.!! Er wird zu dieser „fürstlichen“ Bezahlung ein sehr langes Gesicht gemacht haben. Bei Johann Konrad Heidt kantonierten Kurhessen, die alle Wurst verzehrten, die sie vorfanden. Die Stadt mußte die Rechnung begleichen!

(Schluß folgt.)

Von der Nacht des Heidentums.

Von R. Tollmar in Cassel.

(Fortsetzung.)

Der zur Verbreitung christlicher Erkenntnis in Kamerun befindliche Missionar Hofmeister schrieb im vorigen Jahre: Im Banne des Zauberglaubens stehen die heidnischen Völker von Afrika bis nach Australien. Die Wurzel des Zauberglaubens ist die Vorstellung, daß plötzlich eintretende Ereignisse, seien es Krankheit, Tod oder Naturereignisse, von einem bösen Willen herrühren, dem eine andere Macht entgegengestellt werden muß: der Gegenzauber. So ist Zauber und Gegenzauber ein steter Kampf, ein fortwährender Vernichtungskrieg der Heiden untereinander.

Die am meisten vorkommenden Krankheiten sind Sieberkrankheiten, die Malaria, Cholera, Ausatz und Schlafkrankheit, welchen die Eingeborenen reihenweis erliegen. Zahlreich sind die durch Stoß, Schlag, auf den schlechten Wegen im Busch, durch Schlangenbisse verursachten Wunden; da diese nicht reingehalten, sondern oft mit Ruß bestreut oder mit grünen Blättern belegt werden, so entstehen vielfach Eiterungen, die Sehnen und Knochen bloßlegen und beim Mangel ärztlicher Hilfe meist ein Abfallen des Gliedes zur Folge haben. Die Missionschwester Mathilde Schüttel schreibt aus Kamerun, daß sie beim Auffuchen der Eingeborenen in den Hütten neben dem qualmenden Feuer eine junge Mutter liegen sah, deren neugeborenes Kind ein achtjähriges Mädchen auf dem Schoße hielt, so wie es geboren war. Mit Schrecken sah sie, daß man dem eben geborenen Kinde mit Schere oder Messer vier Schnitte auf der Brust beigebracht hatte, damit nicht böse Geister von ihm Besitz nähmen. Die Hütte war von Rauch erfüllt, den Tag über wurde sie vom räu-digen Hunde, von Ziegen und Schafen betreten, Hühner und Enten nisteten in den Ecken, und ein Schwein machte sich am Herdfeuer zu schaffen und beschnüffelte den Kochtopf. Liebe Leserin, vergegenwärtige dir die sauerstoffarme, mit widerlichen Gerüchen erfüllte Luft in der Hütte, die Umgebung der Wöchnerin und dann deren geistige Armut, denn ihr erstes Gefühl nach der Geburt des Kindes war nicht Freude, sondern Furcht vor bösen Geistern, in welcher sie zum Messer griff und das neugeborene Kind verwundete. Jammer, Elend und Finsternis treten uns entgegen, wo wir die Heiden in ihrem Tun erblicken.

Nicht nur Missionare, Prediger, haben wir auszusenden, auch Missionsärzte sollen den ersteren zur erfolgreichen Ausgestaltung ihrer Tätigkeit auf den Missionsstationen zur Verfügung stehen. Hierin ist Gott sei Dank, auch soweit unsere Kolonien in Betracht kommen, ein guter Anfang gemacht, auf vielen Arbeitsfeldern befinden sich Aerzte, welche die Missionare in ihrer anstrengenden Arbeit entlasten. Denn die Missionare werden von den vielen Kranken und Krüppeln über ihre Kräfte in Anspruch genommen und so ihrem eigentlichen Berufe im Laufe des Tages für zu viele Stunden entzogen. Die draußen im Dienste des Herrn mit voller Hingabe tätigen Missionare brechen oft an den übergroßen Anstrengungen zusammen, so daß sie eine leichte Beute des todbringenden Siebers werden. Sie liegen in den Friedhöfen der Missionsstationen, dahingerafft in der Kraft ihrer Jahre, nach oft nur kurzer Wirksamkeit unter den Heiden. Daher gehen die Missionsanstalten zum Bau von Erholungsheimen in den Heidenländern über, damit die im aufregenden Dienste erkrankten Missionare und erschöpften Missionschwestern daselbst ihre Gesundheit wiederherzustellen Gelegenheit haben.

Eine Zeit bitterer Not bricht über die fern von Eisenbahnen und Flüssen im Innern des Landes wohnenden Heiden herein, wenn der Regen ausbleibt und die ihre Strahlen senkrecht auf die Felder herniederfallende Sonne eine Glühhitze verursacht, unter deren sengender Wirkung die Gemüse und Saaten vertrocknen, oder wenn Heuschreckenschwärme die eben noch grüne Flur in wenigen Stunden in eine Wüste verwandeln. Für die Eingeborenen bedeutet der Eintritt dieser Ereignisse — die Hungersnot. Bald stehen sie, sich rettungslos ohne Hilfe wissend, weil auch das Wild in dem infolge der Dürre oder durch den Heuschreckenfraß laubarmen Wald sich verzogen hat oder eingegangen ist, hohlwangig da; mit verzerrten Gesichtszügen, mit aufgetriebenem Leibe, dem Vorboten nahenden Todes, schleppen sie sich von weit her zu

den Missionsstationen, oft auf Händen und Füßen kriechend, um entkräftet zusammenzubrechen und Hungers zu sterben.

Wie bereits erwähnt, steht den Häuptlingen durch die Ueberlieferung eine uneingeschränkte Herrschaft über ihre Untertanen zu, die sie in der ruchlosesten Weise zu ihrem Vorteil ausnutzen. Ist z. B. das Futter für die Jagdhunde des Häuptlings verzehrt, so werden diese durch die Knechte vor das Dorf geführt und auf die erste beste Viehherde eines Dorfeingewesenen losgelassen, die sie je nach der Anzahl der Tiere teilweise oder ganz erwürgen und zerreißen. Oft werden so einem geringen Mann sämtliche Ziegen und Schafe getötet. Lautlos sieht der Arme den herben Verlust an, denn er weiß, ein Wort des Tadels oder der Verwünschung würde dem Stammeshaupt genügen, alsbald das Todesurteil über ihn auszusprechen; noch ehe die Sonne hinabsänke, wäre der Mann erschlagen.

Bei den Wilden herrscht die Vielehe. Der Frauen Los ist hart, sie besorgen die Garten- und Feldwirtschaft, das Einern und Stampfen des Kornes, Arbeit und schlechte Behandlung seitens des Mannes wartet ihrer. Läßt der leicht in Erregung geratene Wilde seine Wut an einem Weibe aus und schlägt sie hierbei zum Krüppel oder gar tot, so kümmert sich niemand darum, der Mann kann mit seinen Weibern verfahren, wie er will. Es kommt auch vor, daß die kräftigere der Frauen eines Tages in Abwesenheit des Ehemannes über die ahnungslosen Nebenfrauen herfällt und sie alle ermordet. Vergebliche Bluttat! Denn der Wilde, der die Frauen hauptsächlich der Arbeit halber nimmt, sorgt schleunigst für Ersatz, der seinerseits nicht ruht, als bis die Mörderin aus der Welt geschafft ist. Unter Furcht vor Menschen und bösen Geistern, Hilflosigkeit in Krankheiten, Ausbeutung durch Zauberer, Rechtlosigkeit dem Häuptling gegenüber, Totschlag und Totgeschlagenwerden spielt sich das Leben der Wilden ab, deren Wohnsitze fernab von den Weißen liegen. Der Herr erbarme sich ihrer ferner und fördere das Werk der Heidenmission immer mehr, er gebe, daß, wenn die Weißen sich den Heiden nähern, dies ohne Zufuhr des die Gesundheit zerstörenden Schnapses geschieht. Nicht gering ist die Zahl der bekannten Fälle, daß nach der Ankunft größerer Mengen Alkohols sämtliche Dorfbewohner, groß und klein, Mann und Weib sinnlos betrunken auf den Versammlungsplätzen, vor den Hütten und auf Wegen wie Tiere tagelang herumlagen. Darum dürfen wir Missionsfreunde nicht ruhen, als bis wir den Erlaß des Verbotes der Einfuhr größerer Mengen Alkohols in die Heidenländer und die peinlich genaue Durchführung dieses Schutzverbotes durchgesetzt haben werden.

Wir stehen tief erschüttert dem Elend und der Nacht des Heidentums gegenüber. Aber wir wissen auch, daß das Wort Gottes die Finsternis des Heidentums zu durchleuchten vermag. Ergreifend ist die Reue solcher, in deren Seele dank der Mühen der Missionare ein Strahl himmlischen Lichtes fiel. Ein alter, als grausamer Mörder bekannter Häuptling fühlte den Tod herannahen und ließ den seit mehreren Jahren im Dorfe für das Reich Gottes arbeitenden Missionar rufen. Das Wort Gottes war spät zu ihm gedrungen, wohl hatte ihm der Missionar viel von Jehova und Jesu Christo erzählt, er hatte auch die Predigten und Gebete mit seinen Untertanen oft gehört, aber bei seinem Alter und unter der Rückwirkung der jahrzehntelang rücksichtslos durchgeführten Herrschaft war es ihm nicht möglich geworden, sich entschieden vom Heidentum loszusagen und ein Christ zu werden. Nun es ans Sterben ging, war ihm bange. „Bitte Gott, daß er mir meine Sünden vergibt,“ sprach er zum Mis-

sionar. „Was quält dich denn besonders?“ fragte dieser. Schweigend verharrte der Alte. „Soll ich dir sagen, was dich jetzt so schwer drückt?“ fährt der Missionar fort. „Wie viele unschuldige Menschen hast du während deiner langen Regierungszeit, deines Geizes, deiner Unbarmherzigkeit, deiner Mordlust halber erwürgen, vergiften und totschlagen lassen? Kannst du sie zählen?“ „Ich mag so etwas nicht hören,“ erwidert der Sterbende endlich, „aber bete mit mir, daß Jesus mir alle meine Sünden vergibt, wenn ich nun sterbe und er mich im Jenseits sieht! Wir armen Heiden haben in der Nacht gelebt und nicht gewußt, daß wir Sünde begingen. Weshalb bist du nicht früher gekommen? Bete nun, daß ich nicht verloren bin.“ Und der Missionar kniete vor dem Lager des Kranken nieder, faßte dessen Hände und befahl die um ihr Heil ringende Seele dem, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

(Schluß folgt.)

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

10.

In der Rückerinnerung gleiten die nächsten Jahre rasch an mir vorüber. In der Zeit bis zu meinem neunzehnten Lebensjahre hat sich nichts zugetragen, das besonders bemerkenswert gewesen wäre. Ich wuchs in dieser Zeit zu einem großen, starkknochigen Jünglinge heran und fühlte mich von Sorgen nicht beschwert. In jedem Jahre ging ich, sobald das Feld vom Schnee frei war, mit meiner Kapelle auf die Musikantenfahrt und kam erst im Spätherbste, wenn die Stürme der Tag- und Nachtgleiche durch das Land brausten, wieder zurück. Unser Meister war gut und gerecht, so daß die alten Mitglieder der Kapelle treu blieben. Ich war sparsam und brachte jedesmal, wenn ich wieder von der Reise zurückkam, einen wohlgefüllten Geldbeutel mit. Auch im Winter lag ich nicht auf der faulen Haut, ich suchte mir Arbeit im Walde, half besonders beim Holzfällen und beim Anlegen neuer Wege. Diese Arbeit wurde mir immer im Anfang recht sauer; denn die Hände, die so viele Monate hindurch nur die Trompete gehalten hatten, waren so zart wie die Hände einer Näherin, und es gab Blasen genug, wenn ich den Tag über die Art oder die Schippe handhabte. Aber ich dachte, wenn mir dieses Geschäft nicht gefiel, immer an meinen Vater, der bis an sein Lebensende so fleißig gearbeitet und für seine Familie gesorgt und sogar bei der Arbeit seinen Tod gefunden hatte. Sonntags musizierte ich öfters mit meiner Kapelle. Wir gingen bis nach Kaiserslautern und Kreuznach und spielten bei den Bällen und Festlichkeiten, die die Vereine veranstalteten.

In diesen Jahren hat es unsere treue Mutter gut gehabt, sie wohnte mit mir und meinem Bruder Fritz zusammen, und wir beide waren fleißig und brachten Geld in das Haus. Fritz war ganz in die Fußtapfen des Vaters getreten, er bewirtschaftete unser Ackergut und suchte nebenher durch Tagelohn noch zu verdienen. Daß er nur ein halbes Jahr beim Train zu Spener hatte dienen müssen, war der Mutter sehr erwünscht gewesen. Hätte sie den ältesten Sohn drei Jahre lang weggeben müssen, so wäre es mit der Feldarbeit schlecht gegangen und ich hätte das Musikmachen aufgeben müssen,

um zu Hause bei der Mutter zu bleiben. Auf den Bruder Jakob war leider wenig Verlaß. In dem halben Jahr, da Fritz beim Militär war, war er zu Hause bei der Mutter geblieben, aber sie hatte wenig Freude an ihm. Er schlief morgens zu lange und hatte zu große Freude am Kartenspiel. Als er ausgelernt hatte, war er zuerst zwei Jahre in der Fremde gewesen, dann war er nach Mainz gekommen und hatte vorübergehend in einer großen Maschinenfabrik Arbeit gefunden, bis er nach Metz zum 8. bayerischen Infanterie-Regiment hatte einrücken müssen. Die Schwester Annemarie hatte einen Steinhauer zu Alsenz geheiratet und konnte, da das Häuflein ihrer Kinder rasch anwuchs, der Mutter nicht mehr helfen.

Im Jahre 1876 war ich mit meiner Kapelle in England gewesen. In allen großen Städten, in London, Birmingham, Manchester und Liverpool spielten wir und verdienten viel Geld, da die deutschen Kapellen in England beliebt waren. Beinahe wären wir von dieser Reise nicht mehr zurückgekommen; denn auf der Rückfahrt — es war schon November — hatten wir entsetzlich unter einem heftigen Sturm zu leiden. Niemals habe ich so den Wind pfeifen und brausen hören wie damals, als wir nicht mehr weit von der holländischen Küste entfernt waren. Viele Fischerboote haben damals im Kanal den Untergang gefunden, wir kamen nach viel Not und Angst noch glücklich in den Hafen von Hoek van Holland.

Im Jahre darauf blieben wir im lieben deutschen Vaterlande und kamen bis nach Königsberg in Ostpreußen. Ich kann jedoch nicht sagen, daß es mir im Osten Deutschlands gefallen hätte. Viel Sand und spärliche Kiefernwaldungen sahen wir auf unseren Wegen, endlos dehnte sich der Horizont aus, wenn wir durch die dünn besiedelte Gegend dahinzogen. Wie sehnte ich mich damals nach dem Lande zurück, das sich an der Nahe und am Donnersberge ausbreitet.

Das Jahr 1878 führte uns nach der Schweiz. Wir waren den Rhein hinauf bis nach Basel marschiert und zogen dann nach Bern und immer weiter hinein in die himmelhochragenden Berge. Diese Gegend gefiel mir weit besser als die Provinzen Ost- und Westpreußen. Die grünen Matten und das Geläute der Kuhglocken, die milchweißen Bäche, die von den Bergen herunter in das Tal strömten, oft auch von senkrechten Felswänden herunter stürzten und die mit ewigem Schnee bedeckten Bergespitzen, das alles nahm mich ganz gefangen. Auch ist das schweizerische Landvolk freundlich und zutraulich, oft reichten uns die Leute im Kanton Bern Milch oder Obstwein, und zum Dank spielten wir ihnen dann vor ihren Häusern oder in den großen Bauernhöfen auf. Wenn die Fremden, die die Schweiz bereisten, abends vor den Hotels saßen, so nahmen wir unsere ganze Kunst zusammen und suchten Beifall und klingenden Lohn zu erringen. Von Bern ging unser Weg hinüber nach der französischen Schweiz. Als ich am Genfer See im August schon reife Trauben sah, fühlte ich mich in die Gegend bei Kreuznach versetzt. Als wir in Lausanne spielten, traf die Nachricht ein, daß ein verruchter Geselle in Berlin auf Kaiser Wilhelm geschossen und ihn schwer verletzt hatte, nachdem kurz zuvor ein Attentatsversuch auf den greisen Fürsten fehlgeschlagen war. Wir Musikanten schämten uns damals, in dem fremden Lande zu sagen, daß wir Deutsche seien, weil ein Angehöriger unserer Nation diese schändliche Tat vollbracht hatte. Ueber Zürich, Schaffhausen und durch den Schwarzwald zogen wir nach Hause.

Unser Meister war ein kluger Mann und hatte unsere Reise immer so eingerichtet, daß wir großen Verdienst hatten. Nur im Jahre 1879 hat er nicht das Rechte getroffen, er

ging nämlich mit uns nach Frankreich. Vor dem Jahre 1870 hatten dort die pfälzischen Musikanten glänzende Geschäfte gemacht, aber nach dem Kriege sah die Sache anders aus. Man haßte die Deutschen und gab das auch den deutschen Musikanten unzweideutig zu verstehen. Trotzdem meinte der Meister, daß wir es wagen könnten, das Land jenseits der Vogesen zu bereisen, da nun schon neun Jahre seit dem großen Kampfe dahingegangen seien. Wir marschierten über Metz nach Nancy, wendeten uns dann nordwestwärts über Chalons sur Marne und Reims nach Amiens. Dort hatten wir den ersten Zusammenstoß mit der Bevölkerung. Wir spielten auf dem freien Platze, auf dem sich neben der großen Kathedrale das Denkmal Peters von Amiens erhebt, als ein halb-wüchsiger Mensch uns „Prussiens“ zurief. Wir achteten zuerst nicht diesen Zuruf, bemerkten dann aber, daß die Leute, die sich da zusammenrotteten, immer mehr Zorn und Erbitterung auf ihren Mienen zur Schau trugen. Als jedoch einer von ihnen in unsere Gruppe hinein einen faulen Apfel warf, der dem Sebastian Wolf direkt in die Tuba flog, daß er nicht mehr weiter spielen konnte, hielten wir es für geraten, das Feld zu räumen. Die aufgeregten Franzosen folgten uns nach. Wir eilten so rasch, wie wir konnten, kreuz und quer durch mehrere Straßen und fanden uns endlich an dem Ufer der Somme, die an der Stadt vorbeifließt und eine große Anzahl von Gärten und Gemüsebeeten bewässert, zusammen. Bis hierher waren unsere Verfolger nicht gekommen, wir schlüchen durch die Gärten und kamen an den Platz vor dem Bahnhofe. Unbemerkt gelangten wir auf dem schräg in die Tiefe gleitenden Wege zu dem tiefliegenden Bahnhofe und fuhren nach einer der nächsten Stationen der nach Norden führenden Bahn. Diese Wochen hielten wir uns an der Meeresküste auf und spielten in den verschiedenen Seebädern. Dort ließ man uns unbehelligt.

Von dem Seebad Dieppe ging unsere Wanderung nach Rouen, einer Stadt, die recht winklig und verräuchert aussieht. Eine schöne Wanderung führte uns die Seine entlang nach Paris. Auf diesem Wege spielten wir auf manchem vornehmen Landstühe vor vorurteilsfreien Leuten, die nach unserer Nationalität nicht fragten. Aber in Paris konnten wir uns nicht lange halten. Auf dem Boulevard des Italiens störte der Pöbel unsere Musik, und auf dem Montmartre sahen wir so viel geballte Fäuste, daß es uns angst und bange wurde und wir uns schnell in unser Quartier zurückzogen. Ebenso war es in Orleans und Umgebung. Dort war, weil die Bewohner dieser Gegend vor neun Jahren unter der Kriegsnot viel leiden mußten, der Deutschenhaß besonders groß. In Briare drangen Winzer mit geschwungenen Weinbergspfählen auf uns ein. Gottfried Keiper bekam einen Hieb über den Kopf, daß er blutete, und dem Jakob Straßer wurde sein Bajohorn so zugerichtet, daß er von da an bis zu unserer Heimkehr inaktives Mitglied unserer Kapelle war. Zu unserem Glück wurden wir von zwei Gendarmen aus unserer gefährlichen Lage befreit.

Diese Erfahrungen nötigten uns, die Heimkehr früher anzutreten, als wir dies ursprünglich vorgehabt hatten. Es war Mitte Oktober, als wir nach Metz kamen. Da ich meinen Bruder Jakob, der jetzt im zweiten Jahre diente, besuchen und einen Tag bei ihm bleiben wollte, so legten meine Musikantenkollegen den Rest der Reise ohne mich zurück.

Am nächsten Tage reiste ich allein über Neunkirchen und Kaiserslautern nach meiner Heimat. Ich war in recht verdrießlicher Stimmung, weil ich mir sagte, daß ich in diesem Jahre

weniger Geld als sonst bei der Sparkasse in Kirchheimbolanden würde einlegen können. In verdrießlicher Stimmung stieg ich in Kaiserslautern in das Eisenbahnabteil, legte mein Selloisen und meine Trompete in das Gepäcknetz und zündete meine kurze Pfeife an.

Das Zeichen zur Abfahrt war schon gegeben, da stieg ein junges Mädchen, das ein blaues Kleid und einen kleinen schwarzen Hut trug und ein in Bindfaden eingeschnürtes, großes Paket in der Hand hielt, zu mir in das Abteil. Aergerlich, wie ich war, hatte ich mich gar nicht umgesehen, sondern ingrimmig die Tabakswolken zu dem offenstehenden Fenster hinausgepafft. Da hörte ich, wie meine Mitreisende vor sich hinlachte, ich sah mich um, da lachte sie mir laut ins Gesicht und sagte: „Gelt, Peter, du kennst die Leute von Ruppertsecken nicht mehr?“

Ich riß die Augen auf und erkannte Marie Lippert, die mit mir in die Schule gegangen war. Ich hatte sie ungefähr drei Jahre lang nicht gesehen, da sie in Speyer, Ludwigshafen und Mannheim bei vornehmen Herrschaften in Stellung gewesen war und im Winter, wenn ich in Ruppertsecken weilte, sich nicht hatte zu Hause blicken lassen. Sie war groß und stattlich geworden und sah mit ihrer frischens Gesichtsfarbe wirklich recht hübsch aus. Daß sie immer noch keine Kopfhängerin war, merkte ich an ihrem Lachen. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Guten Tag, Peter, wo kommst du her?“

„Direkt von Paris,“ war meine Antwort, wenn sie auch nicht ganz richtig war; denn wir hatten, seitdem wir von Paris abmarschiert waren, an vielen Orten Rast gemacht. Aber als Musikant, der die Welt durchstreift, wird man etwas großspurig und nimmt leicht den Mund etwas voll.

„Sonst kommen doch die Musikanten nicht so früh nach Hause und du bist auch ganz allein?“ fragte Marie.

Ich gab ihr die nötigen Erklärungen und fragte dann Marie, was sie in Kaiserslautern zu tun gehabt habe.

Meine Frage entfesselte einen gewaltigen Redestrom.

„Seit Ostern,“ so erzählte meine einstige Mitschülerin, „war ich hier in Stellung. Ich habe es in Mannheim, wo ich im vorigen Winter war, nicht mehr aushalten können. Dort war ich bei einem Doktor. Aber das halte jemand aus mit so einer Frau, wie sie der Doktor hatte. Jeden Abend ging die in das Theater, und ich mußte in meiner Küche vor mich hinstieren und warten, bis die Madame heimkam. Dann mußte ich ihr noch helfen die Locken wickeln und mußte das dumme Zeug anhören, wenn sie vom Theater sprach. Was lag mir an der weißen Dame und der Ahnfrau, und wie all die dummen Stücke heißen! Oder wenn die Madame schlecht gelaunt war, da hat sie geschimpft, ich hätte ihr nicht sofort die Tür aufgemacht, es sei doch so kalt draußen und ich wüßte doch, daß sie so zart sei. Um Gotteswillen, die und zart! Die konnte essen wie ein Kleesamendrescher, sauer und süß durcheinander, und wenn sie wütig war, hat sie auf den Stubenboden aufgetreten wie ein Chevauleger. Na, kurz und gut, ich habe ihr zum 1. April gekündigt und habe mich nach Kaiserslautern zu einem Kaufmann verdingt. Aber, da bin ich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Kinder wie die Orgelpfeifen, sechs Stück, das älteste neun und das jüngste ein halbes Jahr alt. Der Mann ein alter Brummelbär und die Frau hat bei jeder Kleinigkeit geslennt. Den Kram bin ich müde geworden, und jetzt will ich einmal einen Winter hindurch zu Hause bleiben.“

(Sortsehung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Nächsten Mittwoch, den 8. Juli, findet nachmittags 3 Uhr im oberen Saale des Gemeindehauses in der Kirchstraße die Jahresversammlung des Oberhessischen Vereins für die Basler Mission statt. Auf der Tagesordnung steht die Neuwahl des Vorstandes und ein Bericht des Missionars Müller über die Inspektionsreise in China. Alle Missionsfreunde, besonders auch die Mitglieder unserer Frauenmissionsvereine, sind hierzu eingeladen.

Der Kirchenbesuch unserer Neukonfirmierten in Gießen ist wenig befriedigend. Zur Christenlehre kommen die Kinder noch eben, weil der Besuch kontrolliert wird und die Säumigen gemahnt werden, auf einige unter ihnen wie auch auf ihre Eltern hat selbst das keine Wirkung mehr. Dem sonntäglichen Kirchenbesuche entziehen sich viele Kinder, man kann nur sagen, in sehr gewissenloser Weise. Heute wird man konfirmiert und gelobt, zu dem Wort Gottes und den Sakramenten zu halten, und morgen tut man so, als ob Sonntags keine Glocken mehr läuteten und es keine Kirche mehr gäbe. Natürlich tragen die Eltern an diesem beklagenswerten Verhalten unserer Neukonfirmierten die Hauptschuld.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 5. Juli, 4. nach Trinitatis.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Schwabe.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markuskirche.
Pfarrassistent Hoffmann.

Mittwoch, den 8. Juli, nachmittags 3 Uhr im oberen Gemeindefaal, Kirchstraße 9: Jahresversammlung des Oberhessischen Vereins für die Basler Mission, wozu alle Missionsfreunde, besonders auch die Mitglieder unserer Missionsvereine eingeladen werden. Herr Missionar Müller wird von der chinesischen Inspektionsreise berichten.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukaskirche.

Vormittags 9½ Uhr: Professor D. Schian.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johanneskirche.
Pfarrer Adolph.

Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

Ich bin befreit

von allen Hautunreinigkeiten und Hautausschlägen, wie Blüthen, Finnen, Pickel, Hautröte usw. durch tügl. Gebrauch der echten

Stechenpferd-Feerschwefel-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. 2 Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

Unkündigungen empfehlenswerter Firmen

Für einen 14 $\frac{1}{2}$ jährigen Knaben
Schlosserlehrstelle
 gesucht. Angemessene Entschädigung
 wird bezahlt.
 Adresse:
Sekretär Venz, Spener.

Rudolf Richter **Carl Loos**
 Gießen, Marktstraße 24—26 Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Hüte und Mützen
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::
 Manufaktur-
 und Weißwaren
 Herren- u. Knabenkleider

Möbel.
 Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
 Einrichtungen, sowie sämtlicher
 Einzeilmöbel.
 Eigene Schreinerei · Begr. 1832.
C. Zimmermann
 Neuen Bäume 15.

Frd. Teipel
 16 Markt 16
 empfehle für die Schneiderei
Spitzenstoffe :: Besatz
Stückereien :: Spitzen
Einsätze :: Borden
Gutter :: Knöpfe etc.
 sowie alle einschlägigen Artikel
 in großer Auswahl.
 Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

FRITZ NOWACK
Grosser
Inventur-Ausverkauf

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Aussteuer-Artikel
Reste
 außergewöhnlich billig
 Etagegeschäft. Geringe Unkosten
 Gemeinlichlicher Einkauf mit
 3 Geschäften zusammen
Lina Bernard
 Gießen, Bismarckstraße 6

Ausverkauf
 elegant. Sommerhüte
 zu billigsten Preisen
Geschw. Holberg Nachf.

Hch. Blum, Schuhlager,
Neustadt 19
 Besonders billiger
Schuh-Verkauf
 15 $\frac{0}{10}$ bis 20 $\frac{0}{10}$
 Reparaturen billigst

Musikalien
Musikinstrumente
Ernst Challier, Gießen
 Rudolph's Nachf.
 Neuenweg 9 Telephon 671

Gustav Weisheit, Elberfeld
 Flügel, Pianos, Harmoniums
 Haupt-Kontor: Hofkamp 7
 Fernsprecher-Nummer 1847
Kunst-
Harmonium-
Fabrik
 Lagerbestand:
 250 bis 300 In-
 strumente.
 Barzahl hoher
 Rabatt, Teil-
 zahlung gern
 gestattet. Miete
 wird bei Kauf
 angerechnet.
 Spezialität: Harmoniums mit
 eingebautem Spielapparat, von
 jedermann sofort ohne Noten-
 kenntnis zu spielen.
 Filialen in **Dahlerau, Essen-Ruhr,**
Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin
 Pracht-Katalog frei. Tüchtige
 Vertreter überall gesucht.



Franz Bette
 Mäusburg 10
 Fernsprech-Nr. 666
Spezial-Geschäft
 in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
 Auswahlendungen bereitwilligt

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft
 Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
 Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser
 Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
 Kunst- und Handelsgärtnerei
 Blumengeschäft
 Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
 Blumen, Kränze und Buketts
 in reicher Auswahl
 zu billigsten Preisen.

Phoenix-Nähmaschine.
 Auch andere Systeme stets auf Lager.
 Preislage Mk. 60. — bis Mk. 180. —
 Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

C. Stöver, Gießen
 Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke
 Reparaturen in eigener Werkstatt
 prompt und billig

CARL LUDWIG LEIB
 KUNSTHANDLUNG · BILDER-
 EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
 VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Reste in **Kleider-**
stoffen sowie
Weißwaren
Wollwaren
Kurzwaren
Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
 Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

PIANOS HARMONIUMS
 Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.
 Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-
 kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-
 lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.
Wilh. Rudolph, Hoff., Giessen, Seltersweg 103.

Edgar Borrmann, Giessen
 Neustadt 11 **Eisenhandlung** Telephon 165
 empfiehlt:
 Oefen, Herde,
 kupferne und
 gußeiserne
 Waschkessel,
 Haus- und
 Küchengeräte
 Solinger
 Stahlwaren,
 Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
 Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.



Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 27.

Bießen, 5. Sonntag nach Trinitatis, 12. Juli 1914.

3. Jahrgang.

Gottes Stimme im Gewitter.

Nahum 1,3. Der Herr ist geduldig und von großer Kraft, vor welchem niemand unschuldig ist. Er ist der Herr, des Weg in Wetter und Sturm ist.

Es ist Nacht, glühend heiße, gewitterschwüle Sommernacht. Der sahle Schein des Mondes verblaßt, dunkle Wolken schieben sich wie finstere Massen über den Gebirgszug des Thüringer Waldes, welcher das Werratal an manchen Stellen kesselartig einschließt. Der Horizont ist hier eng begrenzt, nicht weit in die Ferne schweift der Blick, die waldumkränzten Höhen ringsumher setzen ihm bald eine enge Schranke. Da zucken die ersten Blitze, nicht in der Ferne, sondern ganz nahe hernieder, fast kerzengerade geht der grelle Schein vom Himmel zur Erde. Und kaum ist der Schein verblaßt, so folgt mit lautem Rollen und Grollen der erste Donnerschlag, viel lauter und unheilrohender als in der Heimat. So wiederholt es sich fast jede Minute. Bliß auf Bliß, Schlag auf Schlag! In den Schluchten und Tannenwäldern der Berge weckt jeder Donnerschlag ein fürchterliches, unheimliches Echo. Ringsumher haben finstere, himmelhohe Wolkenwände den Talkessel umschlossen wie ein feindliches Heer. Wie in einem schweren Artilleriekampf hallen die Donnerschläge in schneller Folge, einer immer schrecklicher als der andere.

In unserem Hotel wird es lebendig. Frauen, die mit kleinen Kindern zur Kur anwesend sind, kommen aus ihren Stuben und finden sich im Wohnzimmer des Wirtes zusammen. Vor lauter Angst halten sie es in ihren Zimmern und Betten nicht mehr aus. „Wenn es so donnert und wettert,“ sagte mir eine Dame am nächsten Morgen, „dann fürchte ich mich vor dem lieben Gott!“ — In den meisten Häusern im Städtchen sehe ich Licht; auch dort hat die Gewittergefahr die Bewohner im Familienzimmer vereint.

In mir erwacht die Erinnerung an meine Jugendzeit, da die Hausmutter in dem kleinen Gymnasialstädtchen uns Schüler auch immer aus den Betten trieb, wenn in der Nacht ein Gewitter ausbrach. Hier wie dort ist das enge Tal von steilen Gebirgszügen umschlossen, hier wie dort tobt das Gewitter viel schrecklicher, als ich es je erlebt.

Die Gedanken werden in mir lebendig. Soll man sich bei einem Gewitter fürchten? Ist das männlich und christlich? Ich sage mir: ja! Unser Prophetenwort bestärkt mich in meiner

Empfindung: „Der Herr ist von großer Kraft; vor welchem niemand unschuldig ist. Er ist der Herr, des Weg in Wetter und Sturm ist.“ Und was wir allein in diesem Sommer erlebt haben an Verheerungen und Schäden, welche die Gewitter in so vielen Gegenden Deutschlands angerichtet haben, das bringt mich ebenfalls auf den Gedanken, daß Gott ein gewaltiger Gott ist, daß er nicht bloß segnen und lieben, sondern auch zürnen und strafen kann.

In einer Zeitung aus der Heimat lese ich den Aufruf zu Spenden für die kleinen Bauern des Kreises Erbach, denen der Gewitterregen die Erde samt der Ernte von den Bergäckern weggeschwemmt und die Talwiesen meterhoch mit Steinen und Geröll bedeckt hat. Nicht bloß für dieses Jahr, auch für die nächsten zwei bis drei Jahre ist die Ernte vernichtet. Viel Entbehrung, viel Mühe, viel Einschränkung wird es kosten, bis die Folgen überwunden sind, bis die Acker und Wiesen wieder eine normale Ernte liefern. — Vor Pfingsten ging der Briefträger von Feldkrücken auf seinem Nachmittagsdienstgang nach Ulrichstein zurück. Als der Mann auf der Höhe angelangt war, überraschte ihn ein Gewitter. Ein Blißstrahl fuhr in seinen Körper und tötete ihn auf der Stelle. Seine Dienstmütze hatte ein großes Brandloch, die Kleider waren stellenweise versengt. Zu Hause aber warteten eine junge Frau und ein kleines Kind auf den Vater, welcher nicht mehr wiederkehrte, sondern tot auf der Landstraße lag.

Die Zahl der Menschenleben, welche der Bliß in diesem Jahre getötet, und die Zahl der Schäden, welche die Gewitterfluten in diesem Sommer an dem Feld und den Werken der Menschen angerichtet haben, sind so groß, daß ich sie hier nicht alle aufzählen kann.

Das alles zeigt uns: Unser Gott ist ein gewaltiger Gott, vor dem wir kleinen Menschen uns noch immer beugen müssen. Kein Blißableiter, keine Hagelversicherung gibt uns ausreichenden Schutz gegen Gottes Gewalt in Sturm und Wetter. Trotz der vielgerühmten und bewundernswerten Fortschritte der Technik hat sich die Zahl der Blißschläge nicht vermindert, sondern vermehrt.

Wir müssen wieder mehr lernen, unsern Gott zu fürchten, den Ernst seiner Gerichte, seine Stimme in den Vorgängen der Natur zu verstehen. Jeder wahrhaft religiöse Mensch hat vor Gott eine gewisse Furcht oder Scheu. Luther läßt die Erklä-

rung der zehn Gebote allemal mit den Worten beginnen: Wir sollen Gott fürchten und lieben. Das ist mit ein Hauptschaden an dem religiösen Rückgang unserer Zeit, daß unser Volk mit der Angst, welche es früher vor Gott empfand, zugleich auch jede Ehrfurcht und Scheu verloren hat. Gewiß ist die bloße und blasse Angst vor Gott etwas Minderwertiges und schafft kein wahrhaft gutes Herz, gewiß muß an Stelle von Furcht und Angst schließlich Liebe zu Gott, Liebe zum Guten selber treten, aber diese Liebe ist bei den meisten Menschen mit einem gewissen Teil Angst gemischt.

Darum sollten wir alle sehen und helfen, daß unser Volk wieder lerne, seinen Gott zu fürchten, sich vor ihm zu beugen, damit zu dieser Gottesfurcht sich dann die Liebe zu Gott, die Ehrfurcht vor seinem heiligen Willen und die Liebe zu den Menschen finde. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.

G. G.

Don der Nacht des Heidentums.

Von R. Collmar in Cassel.

(Schluß.)

Es gibt heutzutage kein Heidenland, in dem die Bahn für die Mission nicht frei wäre, es ist schon manches erreicht in der Bekehrung der Wilden, und Menschenfresser finden sich nur noch im innersten Afrika, auf einzelnen Südeinseln und auf Neuguinea vor: Leider aber wird sowohl in Afrika als auch in Asien die Ausbreitung des Reiches Gottes erschwert durch das Ueberwuchern des kulturfeindlichen Islam, der von Norden und Osten bereits bis zur Westküste Afrikas vorgeedrungen ist. Durch die haussa, mohammedanische, den Handel im mittleren Afrika beherrschende reisende Kaufleute, ist die Lehre Mohammeds vom Sudan und Ostafrika über den Kongostaat und Aequatorialafrika durch Nigerien und Kamerun zur Westküste getragen, wo ihre Bekenner in der Hafenstadt Lagos im vorigen Jahre eine prächtige Moschee erbaut haben. So haben wir nicht nur zur Unterweisung der Heiden, sondern auch zur Rückgewinnung der dem Islam Zugewandenen mehr Missionare als bisher zu entsenden. Dies gilt besonders für unsere Kolonien, wo sich der Islam bereits einen bedeutenden Anhang gesichert hat. In Kamerun herrscht der Islam vor, in Togo wird das Verhältnis bald ähnlich sein, und in Deutsch-Ostafrika sollen sich unter den sieben Millionen Eingeborener zwei Millionen Mohammedaner befinden, obwohl im Jahre 1885 daselbst nur 150 000 Schwarze sich zum Islam bekannten. Die fanatischen Priester Mohammeds haben, der das Land durchziehenden haussa sich bedienend, ungeheure Gebiete zu gewinnen verstanden, und zwar so überraschend schnell, daß wir als Deutsche und Christen dem weiteren Umsichgreifen des Islam in unseren Kolonien entschieden entgegenzutreten und durch die sofortige Zuteilung entsprechender Missionskräfte ihnen einen Kiegel vorzuschieben nicht länger zögern dürfen. Es steht zu befürchten, daß die Bewegung nach Deutsch-Südwestafrika überspringt, wo die ohne Aufsehen betriebene Bearbeitung der Schwarzen für den Islam das Rückgrat der noch vorhandenen auffälligen Elemente nur stärken würde.

Wer von den Höhen unserer Berge in die heimatlichen Fluren schaut, sieht sie wieder prangen im Schmucke des frischen Grünen, Städte und Dörfer liegen eingebettet in die Blüte, und drunten im Tale rufen die Glocken den im Rechtsstaate geschützt lebenden Bürger zu Gottes Wort. Welcher Abstand zwischen uns und den Heiden, deren Seele in der

Sinisternis nach dem unbekanntem Gott schreit wie der Hirsch nach frischem Wasser! Wir haben mit ihnen einen Gott und Erlöser, und das Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott für so viele Beweise seiner Gnade verpflichtet uns zum Weiterbau der Kirche Christi unter den in Unwissenheit und Nacht ohne Hoffnung dahinlebenden Heiden. Unser Volk hat im letzten Jahre zur Linderung der finanziellen Schwierigkeiten der meisten deutschen Missionsgesellschaften eine größere Summe aufgebracht. Teilweise dient diese Missionsgabe zur Erweiterung des Arbeitsfeldes, mit welcher teure Anlagen von Außenstationen, Verstärkung des Missionspersonals, Beschaffung und Versendung größerer Mengen von Heilmitteln und Verbandstoffen und mancher anderer, größere Ausgaben verursachender Gegenstände verknüpft sind. Erhebliche Summen erfordert auch der Bau von Erholungsheimen in der Heimat und in den Missionsgebieten für die Missionare und Schwestern, welche opfermutig in ihrem anstrengenden Dienste heidnische Gemeinden, welche auf der Grenze ihres Gebietes mit Christen in Berührung treten, um Zusendung von weißen Lehrern. „Kommt herüber und bringet das Wort eures Jehova, das Licht Christi, in unsere Nacht“, bitten sie. Zur amerikanischen Presbyterianermision am Kassai in Afrika sind in nur neun Monaten des letzten Jahres 64 verschiedene Gesandtschaften von Eingeborenen mit der Bitte um Zuteilung von Lehrern gekommen. Das ist auch eine Sauerteigwirkung des Christentums. Deshalb bedarf die Mission zur Bestreitung der ganz erheblich gestiegenen großen Ausgaben zum mindesten der bisher alljährlich dargebrachten Opfer in vollem Umfange, soll sie ihre gottgewollte Arbeit unter den Wilden in erfolgreicher Weise weiterführen können.

Darum, lieber Leser, karge auch in Zukunft nicht mit deinem Opfer für das Werk der Erlösung der Heiden, damit auch da das Christentum mit seinen sittlichen und sozialen Forderungen eine verklärende Besserung der menschlichen Verhältnisse herbeiführe, damit auch die armen Heiden in den großen Nöten des Leibes und der Seele die Stimme Christi hören: „Sei getrost, fürchte dich nicht, ich bin bei dir, ich habe dich erlöst“, damit unser teurer Erlöser, wenn dereinst die Heiden durch die mit deinem Opfer ausgesandten Missionare beten gelernt haben: „Herr, hilf uns, Herr, bleibe bei uns“, auch bei ihnen sei und bleibe mit der Kraft seines unvergänglichen Lebens. Auch auf diese Armen darf man die Worte Christi beziehen: „Was ihr einem dieser Geringsten unter euch getan, das habt ihr mir getan.“ Jesus Christus füllte die kurze Spanne seiner irdischen Lebenszeit aus mit Werken der Barmherzigkeit und Liebe, ihn zog es zu Armen, Kranken, Krüppeln und zu Sündern. Das Herz brach ihm beim Anblick der verlorenen Welt, und deren Jammer trieb ihn zur rastlosen Wanderung von Ort zu Ort, überall in glühender Liebe zur Menschheit heilend, rettend, reichen Trost und Segen spendend. Wie sehr er in sein erbarmungsreiches Herz die ganze Menschheit einschloß, ersehen wir aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, aus der Unterredung mit der Sünderin, aus seinen Abschiedsreden: Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch! sprach er. Die Menschen aus den Banden der Sinisternis zu befreien und sie auf den zu Gott führenden lichten Weg zu stellen, war seine größte Sorge und sein Lebenswerk. Durch ihn haben wir die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens und die Gewißheit der völligen Erlösung, durch ihn wirkt in uns eine heilige Kraft, die uns im Kampfe wider die mächtige Sünde zu Hilfe kommt und uns drängt, fest im Glauben an ihn zu beharren, allen Versuchungen dieser Welt gegenüber fest

zu stehen, fest wie die Apostel vor dem jüdischen Gerichtshofe und wie Luther vor dem Reichstag, die uns die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit unseres Lebens vor Augen führt und uns mahnt, zu wirken, so lange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da niemand wirken kann.

Lieber Leser, noch wandelst du im rosigen Lichte, und die Gelegenheit ist dir gegeben, dich Jesu, der sein alles aus Liebe für dich gab, dankbar und treu zu erzeigen, indem du durch ein auf den bald wieder stattfindenden Missionsfesten dargebrachtes Opfer für die Mission dich der Heiden erbarmst. Darum säume nicht und nütze die Stunde, die nicht wiederkehrt. Wirke auch in deiner Umgebung, bei Angehörigen, bei Hausgenossen und Freunden treu und ohne Unterlaß für die heilige Sache der Mission. Was du so aus reinem Triebe für Jesum getan hast, wird ihm ein untrügliches Merkmal sein, dich zu erkennen, wenn du in der Blüte deiner Jahre oder von der Höhe des Alters dich zum letzten bittersten Gang durch das dunkelste aller Täler, durch das Todestal, ansiehst. Hast du ihm Glauben und Treue gehalten, bist du ihm nachgefolgt, indem du in die geängstigten Herzen der Aermsten dieser Welt die Ueberzeugung senken halfest, daß in Jesus Christus eine Rettung für sie da ist, dann wird er dir in deiner bangen Stunde die Hand reichen und dich aus des Grabes Nacht sicher führen zum seligen Ende in seines treuen Vaters Haus.

Eine oberhessische Landstadt in der napoleonischen Zeit.

Von Pfarrassistent Hugo Heymann in Mainz.

(Schluß.)

Zur Bezahlung all dieser Kosten und zur Aufbringung der hohen Kriegskontributionen nahm die Stadt ein Kapital von 6000 fl. auf. Aber auch das reichte nicht, so daß die weisen Stadtväter in große Bedrängnis gerieten. Da schickten sie den ersten Pfarrer und Inspektor Ebel in das Hauptquartier des russischen Generals von Wittgenstein nach Friedberg, der sollte um Linderung nachsuchen. Ob es etwas geholfen hat, wird uns nicht berichtet. Jedenfalls dauern die Lieferungen an die durchziehenden Truppen ununterbrochen fort.

Besonders die Schmiede, Weber und Schuhmacher hatten alle Hände voll Arbeit. Denn die Heere hatten den mühseligen Feldzug hinter sich; das Fuhrwerk war in denkbar ungünstigem Zustand, die Kleider und Schuhe hingen den Kriegern in Fetzen vom Leib.

Darum war der Halt, den es um die Jahreswende gab, sehr erwünscht, da konnte man die Kanonen und Bagagewagen in fahrbaren Zustand versehen lassen und konnte sich neu einkleiden. Darum saßen die Schuster Tag und Nacht auf ihren Dreifüßen hinter der Glaskugel, verließen die Schneider ihre Hölle überhaupt nicht mehr. Die Feueressen der Schmiede erkalteten nie; denn die Russen standen dahinter und drängten. „Denen russischen donischen Adollerie-Schmieden“ war man nicht sehr gewogen, denn das war ein unangenehm anmaßendes Volk.

Vor allen Dingen aber hatten diese Freiheitskämpfer ungemein durstige Kehlen! Und da zeichneten sich vor allen aus durch Trunkfestigkeit — nicht die Russen, wenn die ihren Wutki hatten, waren sie zufrieden; nein, die Deutschen, und zwar kurhessische Truppen. Der Wirt Johannes Jäkel stellt ihnen eine Rechnung aus über folgende Getränke: 100 l. Branntwein, 640 l. Bier das kostet 54 fl. Man konnte sich

also in jener guten alten Zeit für sehr billiges Geld sehr viel Alkohol zuführen.

Aber auch diese guten Tage der Soldaten und damit die Drangsalstage der Grünberger Bürger nahmen ein Ende, als im Januar 1814 die Marschbefehle eintrafen und es nun zu dem harten Winterfeldzug nach Frankreich ging. Allerdings nahmen besonders die Russen bei ihrem Abzug alles mögliche mit, was ihnen begehrenswert schien. Vor allen Dingen wurden Pferde requiriert. Kaspar Jöckel, Konrad Hofmann und Johannes Jöcklers Witwe sahen ihre Pferde nie wieder. Sie gingen unterwegs ein, und für die Rohhaut wurden ihnen großmütigst je 4 fl. vergütet.

Etwa ein Vierteljahr lang, von ungefähr Februar bis Juni 1814, hatte die Bürgerschaft Ruhe vor den unliebsamen Gästen, durch die man seit Ende Oktober in Angst gehalten war.

Aber diese Freude währte nicht lange; schon bald begann die rückläufige Bewegung, die Rückkehr der siegreichen Krieger, die die Freiheit errungen hatten, nach dem ersten Pariser Frieden. Durch Grünberg zogen außer den alten Gästen, den Russen und Preußen, vor allen Dingen Sachsen, die ja nach der Leipziger Schlacht sich auch den Verbündeten angeschlossen hatten. Es wiederholen sich alle die Bedrängnisse und Nöte, die den Bürgern leider schon allzu bekannt waren, wie wir sie in all den Jahren seit 1806 kennen gelernt haben. Das Wachtkommando der Russen befand sich diesmal bei Heinrich Flick in der Raabegasse. Das ganze Haus wurde aber von ihnen demoliert, es war nichts mehr heil, als sie abzogen. Selbst die Bettstelle hatten die Kosaken zerschlagen. Der Kosak von der Steppe des Don oder den Ufern der Wolga wußte eben mit der Kulturerrungenschaft, die wir „Bett“ nennen, nichts besseres anzufangen. Darum mußte die Stadt dem tiefbetrübteten Heinrich Flick eine neue Bettlade machen lassen, daß er sich wieder geruhig auf seiner Liegerstatt niederlassen konnte. Die Russen kannten nur wenige deutsche Worte, hauptsächlich solche, die sich auf Essen und Trinken bezogen. Damit man sich nun mit ihnen verständlich machen konnte, wurde genau wie im Vorjahre auch der Waldschütz Daniel Lein als Dolmetsch und Sprachmeister engagiert. Er stammte nicht von hier. Wie er zu der Kenntnis der russischen Sprache gekommen ist, habe ich nicht ausmachen können; vielleicht auf der Wanderschaft.

Im „Hirsch“ logierte General Graf Platow, vielleicht ist damit der tolle Platen gemeint; das war ein Feinschmecker, denn auf seine Tafel muß eine fette Gans geliefert werden. Bei Johannes Hoffmann in Krone logieren russische und sächsische Offiziere. Wieviel Soldaten zuzeiten hier waren, geht aus der Tatsache hervor, daß der Wirt Konrad Jöckler auf einen Schlag 77 Russen beherbergen und verköstigen muß. Im „Hirsch“ bei Gastwirt Jakob Heerz lag der russische Kommandeur im Quartier; sein Name ist unbekannt.

Der Stadtdiener Christoph Hartmann muß während dieser Durchzüge, also im Juni und Juli, Tag und Nacht auf dem Rathaus und überall bei der Hand sein. Wieder gibt es Verwundete zu transportieren, und zwar werden diesmal Kuhfuhrwerke bevorzugt, da die Kühe eine ruhigere Gangart haben als Pferde. Auch waren alle Pferdegespanne bereits anderweit besetzt. Wieder verschwanden einige Pferde auf Nimmerwiedersehen, so das des Johannes Neeb und des Friedrich Franz. Eine Anzahl Verwundeter sind im hiesigen Lazarett, also in der alten Schule, gestorben und auf dem Kirchhof beerdigt. Eine leidige Folge des beständigen Wechsels von fremden Pferden und anderem Vieh war eine Seuche,

die unter dem Grünberger Viehbestand ausbrach. Etwa hundert Stück Vieh sind gestorben. Die Absperrmaßregeln, die man traf, waren primitiv genug. Sie bestanden darin, daß man beim Siechhaus einen Notstall errichtete und dort die erkrankten Tiere unterbrachte. Die Seuche erlosch erst, als die Kriegsunruhen ein Ende genommen hatten. Aber erst im November zogen die letzten Russen ab. Damit gab es für eine Zeitlang Frieden.

In dieser Zeit spielte ein interessanter Rechtsstreit. Bekanntlich wurde nach Leipzig die hessische Landwehr nach erprobtem preußischen Muster errichtet. Zu der sollten nun auch die wohlweisen Ratsverwandten und Vierer der Stadt herangezogen werden. Aber die Herren sträubten sich nach allen Kräften gegen eine solche Zumutung. Sie hielten es für unter ihrer stadträtlichen Würde, den Tornister auf den Buckel und das Gewehr auf die Schulter zu nehmen. Der Streit wurde gegenstandslos dadurch, daß der Friede geschlossen wurde und die Stadtväter nun nicht mehr nötig waren gegen den äußeren Feind.

Eins noch will ich hervorheben: Im Anschluß an die beiden Schreckensjahre 1806/07 sagte ich, daß die Franzosen unmittelbar verderblich auf die Sittlichkeit eingewirkt hätten. Zum Ruhme der Freiheitskämpfer sei es gesagt: Die alten Bücher berichten uns von keinem einzigen ähnlichen Fall, den die Truppen Blüchers oder Wittgensteins sich hätten zuschulden kommen lassen. Das beweist doch, daß eine gediegene Moral unter ihnen herrschte, die getragen war von der heiligen Begeisterung für die große Sache, der sie dienten.

Und nun kommen wir zu allerlezt an die Folgen der hundert Tage von 1815, die sich bei uns in Grünberg geltend gemacht haben.

Während die Diplomaten auf dem Wiener Kongreß die Erfolge der tapferen Freiheitskämpfer zunichte machten, hatte Napoleon in Frankreich wieder die Herrschaft an sich gerissen. Und nun ging es zum letzten Waffengang mit dem kriegsgewaltigen Genius. In fliegenden Märschen ging es dem Kriegschauptlaß im nördlichen Frankreich zu. Schon am 25. April zog eine Abteilung preußischer Reiter durch Grünberg. Sie rasteten nicht, sondern machten auf dem Markt Halt, während ihnen der Metzger Martin Zöckler eilends 30 Pfund Wurst besorgen mußte. Es mußte auf städtische Kosten eine Karte von Frankreich angeschafft werden, damit die durchziehenden Truppen sich orientieren konnten. Im Rathaus wurde sie aufgehängt. Auch das Großherzogtum Hessen rüstete eilig. Die Stadt mußte zur Equipierung des 2. Landwehregiments 230 fl. zahlen.

Im August kehrten die Truppen wieder zurück. Der große Kriegskaiser war endgültig niedergeworfen. Da kamen wieder Truppendurchzüge durch Grünberg. Sächsische Offiziere wohnten im „Hirsch“. Im „Wilden Mann“ nahm für kurze Zeit der preußische Kronprinz, also der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. Quartier. Er führte eine außerordentlich feine Küche, ließ sich aber seine Rechnung nicht von der Stadt bezahlen. Die war auch wirklich schwer genug belastet. Eine ungeheure Kriegsschuld lag auf ihr und immer noch mußten Kontributionen bezahlt werden. Da es nicht mit der erwünschten Schnelligkeit ging, wurden Soldaten zur Exekution, wie es heißt, hergeschickt, die solange auf städtische Unkosten hier blieben, bis die Auflage bezahlt war.

Mit diesem unerfreulichen Vorkommnis wollen wir unsere Bilder aus Grünbergs Vergangenheit schließen.

Zum Schlusse sei noch die Frage erhoben: Worin haben wir denn nun die Folgen der Ereignisse von 1806—1815, die

wir zu überblicken suchten, zu sehen. Zunächst in einer weitgehenden Verarmung nicht nur der Stadt selber, sondern auch der einzelnen Bürger. Wir zählen 3. T. heute noch an jenen Kriegsschulden. Ungeheure Opfer hatten gebracht werden müssen an Gut und an Blut. Es ist sicherlich nicht zu hoch gegriffen, wenn wir sagen, daß in allen napoleonischen Kriegen seit 1796 ungefähr 40 junge Grünberger Bürgersöhne um das Leben gekommen sind. Aber viel schlimmer als diese Opfer war die Tatsache, daß in diesen kriegerischen Zeiten, wo alles drunter und drüber ging, die Bevölkerung nach und nach verrohte. Die Jahre nach den Befreiungskriegen zeigen einen erschreckenden Tiefstand der Grünberger Sittlichkeit.

Aber um so größer war der Gewinn dieser Zeit: die Freiheit war ja wiedergewonnen! Im Volk war der Grund gelegt zu festem Glauben und zu geläuterter Vaterlandsliebe. Auf diesem Grunde haben spätere Zeiten weitergebaut, auf ihm fußen auch wir.

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

In Enkenbach mußten wir umsteigen, dann rollte der Zug, während der Donnersberg mit seiner nach Süden gelegenen Seite vor uns aufstieg, weiter auf Rockenhausen zu. Es war ein schöner, sonniger Herbsttag. Auf den Feldern waren die Leute mit Kartoffelausmachen und mit Obstpflücken beschäftigt. Wagen, die mit Kühen bespannt waren, bewegten sich langsam auf den Feldwegen dahin, und Kinder begrüßten den dahineilenden Zug mit ihrem Lärm.

Wir gingen miteinander durch das Städtchen und dann hinauf nach der Höhe, auf der Ruppertsecken liegt. Ich trug das Paket, das Marie mit von Kaiserslautern gebracht hatte, und diese redete ohne Aufhören. Sie erzählte mir Dorfneuigkeiten, die sie vor einigen Wochen bei einem Besuche in unserer Heimat erfahren hatte, und berichtete mir von dem, das sie in ihren Dienststellen erlebt hatte. Bei ihrem munteren Geplauder schwand meine verdrießliche Stimmung immer mehr dahin. Langsam gingen wir den Berg hinauf. Marie Lippert erinnerte mich an so manches Vorkommnis aus unserer gemeinsamen Schul- und Konfirmandenzeit. Als ich davon sprach, wie sie mir, als wir noch zum „kleinen Herrn Lehrer“ gingen, das Gesicht mit gelber Farbe angestrichen hatte, konnte sie sich vor Lachen fast nicht helfen. Sie sagte: „Weißt du, Peter, das vergesse ich nie, aber das Schönste an der ganzen Sache war doch das dumme Gesicht, das du gemacht hast, wie ich dir mit dem Pinsel über die Backe fuhr.“

Die Erwähnung gerade dieses Umstandes war für mich nun nicht sehr schmeichelhaft, aber ich ließ mich doch von der Lustigkeit der Marie anstecken, und in heiterster Stimmung kamen wir in das Dorf.

Ich begleitete Marie bis an die Treppe ihres Vaterhauses. Dort bedankte sie sich dafür, daß ich ihr das Paket getragen hatte, und sagte dann: „Aber, gelt, Peter, du kommst jetzt jeden Abend ein bißchen in unser Haus, damit wir uns über unsere Schulzeit unterhalten.“

Das versprach ich ihr und ging nach Hause, um Mutter und Bruder zu begrüßen.

Es kam ein schöner und milder Spätherbst. In aller Ruhe konnten die Leute ihre Feldfrüchte nach Hause bringen. Ich half meinem Bruder fleißig bei dieser Arbeit. Mit unseren Kühen fuhr ich Rüben und Kartoffeln nach Hause, half

Birnenwein kelttern und drosch eifrig Korn in unserer Scheuer; denn der Nathan Silberschmidt lief schon seit Wochen durch das Dorf und kaufte Frucht für einen Mannheimer Großhändler auf. Der Verkauf unserer Frucht bildete den Haupterlös für mich und die Meinen.

Abends ging ich immer an das Haus des Krämers Lippert. Das Hofstor war nur angelehnt, und immer, wenn ich kam, stand Marie schon da und wartete auf mich. Wir standen vor dem Tore auf der Straße, bis es neun Uhr läutete, redeten von allem Möglichen und tauschten mit den Vorübergehenden kurze Reden aus. Marie wußte immer Neuigkeiten aus dem Dorfleben, und immer war sie heiteren Sinnes, so daß es mich jeden Abend an das Tor zog wie mit starken Seilen. Gern stand ich am Morgen eine Stunde früher auf, nur um mit meiner Arbeit fertig zu werden, und abends rechtzeitig zu unserem Stelldichein zu kommen.

Ofters gingen wir Sonntags gemeinsam über Land. Marie Lippert war jetzt noch viel tanzlustiger als damals in unserer Konfirmandenzeit, da sie mir den Polka-Mazurka auf der Straße vorgetanzt hatte. Sie wußte es ganz genau, wenn irgendwo in der Nachbarschaft Geige und Klarinette klangen und Kirchweihe oder Nachkirchweihe gehalten wurden. Früher hatte ich an dergleichen Vergnügungen, namentlich wenn sie an Orten stattfanden, wo ich nicht bekannt war, wenig Gefallen gefunden, jetzt war es anders. Ich war gern dabei, wenn Marie vorschlug: übermorgen gehen wir nach Dannensfels oder nach St. Alban, dort ist Tanzmusik. Vor dem Dorfe wartete ich dann auf sie, und gemeinsam zogen wir aus zum Vergnügen.

Leider muß ich sagen, daß ich in dieser Zeit meine Mutter oft getäuscht und belogen habe. Sie hatte erfahren, daß ich jeden Abend bei Marie am Tore stand und auch Sonntags mit ihr ausging. Da hatte sie mich vor dem Mädchen gewarnt, indem sie sagte, Marie sei leichtsinnig und flatterhaft. An keiner Stelle habe sie lange ausgehalten; wenn die Herrschaft ihr nicht den Haus Schlüssel gegeben habe, daß sie beliebig zu jeder Stunde des Nachts nach Hause kommen konnte, habe sie sofort gekündigt. In Mannheim sei sie nicht lange geblieben, weil ihre Herrschaft nicht habe dulden wollen, daß sie sich an den Fastnachtstagen maskiert auf den Straßen umhertriebe. Ich schämte mich damals nicht, es der Mutter gegenüber abzuleugnen, daß ich trotz ihrer Vorhaltungen jeden Abend mit dem Mädchen zusammentraf.

So lange ich im Zimmer bei meiner Mutter saß und sie mich durch die Brille, die sie seit einigen Jahren trug, ernst und gütig ansah, schien mir das alles, was sie mir von Marie Lippert sagte, richtig zu sein, sobald aber die Augen der Mutter nicht mehr auf mir ruhten, dachte ich nicht mehr an ihre Warnungen. Und Abend für Abend ging ich an das Tor, wo Marie auf mich wartete. Wenn ich mich dort aus irgend einem Grunde einmal abends nicht eingestellt hatte, so ließ mich das Mädchen am nächsten Tage fragen, warum ich nicht gekommen sei. Sie machte das so, daß sie mir durch Kinder auf den Acker, wo ich arbeitete, Briefchen schickte. Manchmal schrieb sie auf kleine Briefbogen, die allerhand bildliche Verzierungen: Tauben, die sich küßten, oder Schwalben oder Blumen aufwiesen, manchmal auch kritzelte Marie ihre Mitteilungen in unorthographischer Schrift auf einen Sezen Papier, den sie im Laden ihres Vaters von einer Düte abgerissen hatte.

Allmählich erreichten unsere Zusammenkünfte am Hofstöre ihr Ende; denn herbstlich rauh wehte der Sturm durch das Land, trieb die Blätter von den Bäumen und segte durch die

Dorfgassen. Es kamen Regentage, da der Himmel in ein einziges Grau gehüllt war und große Pfützen vor den Häusern standen.

Von der Straße waren wir vertrieben, nun gingen wir abends in die große Wohnstube des Krämers, die unmittelbar hinter dem Laden lag. Die Eltern meiner früheren Schulfreundin sahen mich anscheinend gern kommen; denn die Mutter selbst hatte mich eines Abends, als der Regen in Strömen floß, hereingerufen. Ich kann nicht anders sagen, als daß es mir dort besser gefiel als zu Hause. Bei meiner Mutter war alles beim Alten geblieben, so wie ich es von meiner frühesten Kindheit an gewöhnt war. Da stand der Eichentisch, dahinter die Lehnenbank, in einer Ecke die Wanduhr, die schon dem Großvater die Stunden angezeigt hatte, in einer anderen Ecke der große Ofen, auf dem im Winter auch gekocht wurde, neben ihm der Milchschrank, das ist nämlich das Gestell, auf dem die Mutter die mit Milch gefüllten Töpfe in Reih und Glied stehen hatte. Eine kleine Lampe verbreitete eine dürftige Helle. Früh war meist abends von der Feldarbeit so müde, daß er frühzeitig zu Bett ging, die Mutter saß im Zimmer und ließ ihr Spinnrad eifrig schnurren, daß eine rechte Unterhaltung nicht aufkommen konnte. Das erschien mir recht damals langweilig. Wie wollte ich jetzt Gott danken, wenn ich noch einmal mit der längst entschlafenen Mutter in unserem Wohnzimmer abends zusammensitzen und mir von ihr die rechten Wege weisen lassen könnte.

In jener Zeit aber schien es mir in der großen Wohnstube der Familie Lippert viel pläsiertlicher zu sein. Diese Familie konnte sich beinahe zu den „Staatsleuten“ rechnen. So benennt der Pfälzer alle die Leute, die in ihrer Stellung und in ihrer Lebensart sich mehr den Wohlhabenden unter den Stadtbewohnern nähern. Bei dem Krämer lag eine rotgeblümete Decke über dem Tische, den eine Hängelampe beleuchtete. Einen Milchschrank gab es dort nicht, wohl aber ein mit Leder bezogenes Sofa, auf dem man bequemer saß als auf unserer harten Bank. An den Wänden hingen allerhand Bilder, unter einem stand „Die Schlacht bei Bunkershill“. Es war ein etwas stockfleckiges Bild aus dem amerikanischen Sezessionskriege. Unter einem anderen stand „Napoleons Abschied von seinen Garden im Schloßhose von Fontainebleau“. Ein drittes Bild stellte den Stufengang des menschlichen Lebens dar, immer in Abständen von zehn zu zehn Jahren. Links unten stand das Kind, dann ging es auf Treppenauffäßen hinauf bis zum 50. Lebensjahre, um dann bis dahin zu sinken, wo rechts unten der Greis müde, auf seinen Stock gestützt, dahinschlief. Darunter standen die bekannten Worte: „Zehn Jahr ein Kind, zwanzig Jahr ein Jüngling, dreißig Jahr ein Mann, vierzig Jahr wohlgetan, fünfzig Jahr geht auch noch an, sechzig Jahr fängt's Alter an, siebzig Jahr ein Greis, achtzig Jahr schneeweiß, neunzig Jahr Gnad' bei Gott, hundert Jahr ein Kinderspott“.

Wenn abends bei Lippert das Feuer im Ofen knisterte und die Hängelampe brannte, so fanden sich außer mir manchmal noch andere Besucher ein, und es gab eine lebhaftere Unterhaltung. Sehr häufig erschien die Altpeter-Lene und erzählte ihre Gespenstergeschichten. Ich weiß noch genau, daß sie Mitte November 1879 einen ungewöhnlich milden Winter prophezeite. An Weihnachten, so sagte sie, würden die Frauen und Mädchen mit Sonnenschirmen ausgehen, und im Februar würden die Bäume blühen. Daß das so werden würde, wollte die Lene an Vögeln, die über den Schloßberg geflogen seien und seltsame Töne von sich gegeben hätten, wahrgenommen haben. Auch Gottfried Keiper setzte sich auf das Sofa, rauchte

die halblange Pfeife und erzählte von seinen Musikantenfahrten. Er log das Blaue vom Himmel herunter und schämte sich auch nicht, wenn ich dabei saß, der ich doch genau wußte, wie weit in seinen Reiseberichten Wahrheit und Dichtung gingen. Auch die beiden Lehrer und sogar der alte Bürgermeister Rodenbecher waren häufig Gäste im Hause Lippert.

Da war denn von allem möglichen die Rede. Vom Kriege gegen Frankreich, der ja erst um neun Jahre zurücklag, von Amerika, das man etwas aus den Berichten der „Amerikaner“ kannte, die aus Ruppertsecken gebürtig waren und hin und wieder, wenn sie es ermöglichen konnten, in die alte Heimat kamen. Viel wurde auch erzählt vom „48er“ und „49er“ Jahre, da jeden Sonntag in der Nachbarschaft eine andere große Volksversammlung gewesen war und im Schloßgarten zu Kirchheimbolanden zwischen den Preußen und den rheinhessischen Freischaren ein Gefecht stattgefunden hatte, wobei 18 der letzteren den Tod gefunden hatten. Am meisten wurde von dem Räuber Schinderhannes erzählt, der um das Jahr 1800 im Hunsrück, an der Nahe und in den angrenzenden Teilen der Pfalz sein Wesen getrieben hatte. Wenn der Name des Schinderhannes erwähnt wurde, wurde Bürgermeister Rodenbecher unruhig und lebhaft. Er erzählte dann, wie der Räuber als Viehhändler verkleidet zu seinem auf dem Schneeberger Hofe wohnenden Großvater gekommen sei, um eine Gelegenheit zum Einbruch auszukundschaften. Aber der Hofbesitzer hatte einen Knecht gehabt, der den Räuber gekannt hatte. Da hat man nun nachts strenge Wache gehalten, und als der Räuber einige Tage später mit mehreren Spießgesellen um Mitternacht erschien und einsteigen wollte, hatte man die Eindringlinge durch Flintenschüsse vertrieben. Als der Räuber dann in Mainz hingerichtet worden war, hatte sich auch der Großvater des Bürgermeisters auf den Weg gemacht und war unter den vielen Tausenden gewesen, die das Ende des Bösewichtes und eines Teiles seiner Bande angesehen hatten.

Der alte Lippert war ein Prahlhans. Eines Abends sah ich ihn über eins seiner Geschäftsbücher — er nannte es sein Hauptbuch — gebückt sitzen. Lange schien er zu rechnen, wenigstens bewegten sich seine Lippen, dann sagte er: „Jetzt habe ich im letzten Jahre wieder einen Umsatz von 9000 Mk. gehabt.“ Ich fiel vor Verwunderung fast von meinem Stuhl. 9000 Mk. beim Verkauf von Kaffee, Apfelsaft, Tichorie, Melkuchen, Schuhwische und Reiter A. B., das schien mir doch ein gutes Geschäft zu sein. Ich gewann ordentlich Hochachtung vor dem Kaufmann und dachte: so ein Geschäft zu haben ist besser als in der weiten Welt die Trompete zu blasen.

(Fortsetzung folgt.)

'Kleine Mitteilungen.

Die 70. Jahresversammlung des Hessischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung fand in diesem Jahre am 21. und 22. Juni in Wörrstadt in Rheinhessen statt. Vor 51 Jahren (1883) hatte der Verein, damals unter dem Vorsitz des Prälaten D. Habicht, dort auch freundliche Aufnahme gefunden, doch war dieses Mal die Tagung eine noch schönere und in ihren Veranstaltungen reicher ausgestattete.

Dormittags um 1/211 Uhr war am Festsonntag schon ein Jugendfestgottesdienst, geleitet von Pfarrassistent Reith von Sprendlingen (Starkenburger), vorausgegangen. Viele auswärtige Teilnehmer und Abgeordnete fanden sich aber erst bei

dem um 3 Uhr abgehaltenen Festgottesdienst ein, in dem Pfarrer Nack von Pilsen über 1. Joh. 3, 14 eine zu Herzen gehende Predigt hielt. Der Vorsitzende des Hauptvereins, Pfarrer Dingelden-Darmstadt, begrüßte darauf die das Gotteshaus bis auf den letzten Platz füllende Festversammlung, und nach ihm tat das Gleiche der Superintendent der Provinz, Oberkonsistorialrat Euler, beide mit trefflichen Worten.

Die öffentlichen Festversammlungen in zwei Gasthöfen waren sehr zahlreich besucht. Sie wurden von Dekan Bayer-Raunheim und Pfarrer Wagner-Bensheim geleitet. In ihnen sprachen abwechselnd Pfarrer Winkelmann-Pettau über „Der Kampf für Evangelium und Deutschtum in Süd-Oesterreich“ und Pfarrer Rehwald-Heppenheim über „Der deutsche Gedanke und der Gustav-Adolf-Verein“.

Nach einer kurzen Pause versammelte man sich wieder in der großen neuen Turnhalle, die bis auf den letzten Platz besetzt war. Hier überreichten nach einer Eröffnungsansprache des Präsidenten des Hauptvereins der Vorsitzende des Wörrstadter Zweigvereins, Pfarrer Uhl von Nieder-Saulheim und Pfarrer Goethe-Wörrstadt Liebesgaben für den Verein. Im Namen der Theologischen Fakultät zu Gießen begrüßte Geh. Kirchenrat Professor D. Krüger die Versammlung mit einer von lebhaftem Beifall aufgenommenen Rede. Gerade das Erscheinen des Vertreters der Theologischen Fakultät der Landesuniversität trug sehr zur Hebung der Festfeier bei, um so mehr, da der genannte Herr auch der Sitzung des Verwaltungsrates beiwohnte.

Nach verschiedenen Begrüßungen durch Vertreter auswärtiger Hauptvereine sprach Pfarrer Nack-Pilsen über „Deutsch-Evangelisch in Böhmen und auf dem Balkan Erlebtes und Geschautes“.

Zuletzt brachten Glieder der Wörrstadter evangelischen Gemeinde das Festspiel „Luther in Oppenheim“ von Nithack-Stahn zur Aufführung. Die gelungene Darstellung bildete den Glanzpunkt der Abendversammlung, die mit dem gemeinsamen Gesang „Gold'ne Abendsonne, wie bist du so schön“ geschlossen wurde.

Am folgenden Tag begann schon um 1/29 Uhr die Verwaltungsratsitzung im Rathaus, die fast von allen Zweigvereinen durch Abgeordnete besetzt war. Der Vorsitzende des Hauptvereins eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Ansprache und ernannte unter Zustimmung der Anwesenden Dekan Knodt von Groß-Simmern und Pfarrer Hepdinghausen zu Revisoren der vorgeprüften Rechnung für 1913. Auf Grund derselben konnte dem Rechner Entlastung erteilt werden.

Nach kurzer Besprechung des Jahresberichts, durch den Schriftführer Dekan Bayer erstattet, und nachdem die Versammlung dem Vorschlag beigestimmt, daß der Ersatz im Vorstand durch diesen selbst erfolgen solle, die Diasporagemeinden Bodenheim-Nackenheim und Hüttenfeld bei Lampertheim in den Unterstützungsplan aufgenommen waren, wurde derselbe für 1914 festgestellt, wonach der Zentralvorstand 6000 Mk., die hessischen Diasporagemeinden 21 000 Mk. und die Gemeinden außerhalb Hessens an Beihilfen 6400 Mk. empfangen. Die Konfirmandengabe in 1913 für Budenheim betrug 2296.25 Mk. (darunter 106.75 Mk. aus dem Dekanat Gießen). Die Zinsen des Hubenschen Legats mit 105 Mk. erhält die Gemeinde Hordheim bei Worms.

Als Abgeordnete zur Hauptversammlung des Gesamtvereins in Freiburg i. B. wurden außer dem Vorsitzenden, der Mitglied des Zentralvorstandes ist, der Präsident des

Großherzoglichen Oberkonsistoriums D. Nebel, der Schriftführer Dekan Bayer und Pfarrer Wagner-Bensheim bestimmt. Das nächste hessische Hauptfest findet in Oberhessen und zwar in Hungen statt, wozu Pfarrer König-Bellersheim in Vertretung des Dekans Kirchenrat Haimer-Hungen als Abgeordneter herzlich einlud.

Längere Zeit beanspruchte die Beratung über die Frage: „Ist eine kirchliche Finanzgemeinschaft der politisch eingemeindeten Vororte mit den Stadtgemeinden möglich?“, worüber Wirkl. Geh. Oberpostrat Kobelt-Darmstadt, als Mitglied des Vorstands, eingehend und sachlich referierte. Es handelte sich um Offenbach-Bieber und Mainz mit Nombach und Kastel-Amöneburg. Nachdem verschiedene Bedenken von Seiten des Vertreters von Mainz (Pfarrer Lic. Bert-Weisenau) geltend gemacht worden waren, bejahte die Versammlung doch zuletzt die Frage im Interesse der Gemeinden und der Gustav-Adolf-Vereinsfrage, zumal dadurch Ersparnisse (jährlich 3464 Mark) zugunsten der übrigen Diaspora erzielt werden.

Zuletzt stand zur Verhandlung die Frage: „Wie kann und soll die Jubiläumssammlung der Gustav-Adolf-Stiftung für 1917 in unserem Zweigvereinsgebiet erfolgreich vorbereitet und durchgeführt werden?“

Der einstimmig gefaßte Beschluß des Zentralvorstandes vom 8. Dezember v. J. geht nämlich dahin, daß die Reformation-Jubiläumssammlung für die Zwecke der weiblichen Diakonie in der Diaspora bestimmt sein soll.

Bei der längeren Debatte war es inzwischen 1 Uhr und so Zeit geworden, daß das Festessen in der „Traube“ die müde und matt gewordenen Versammelten durch Speise und Trank erfrischen und beleben sollte.

Der geplante Ausflug nach dem Neuborn mußte infolge eingetretenen Gewitterregens leider unterbleiben, doch waren noch einige Abgeordnete und Festgäste mit etlichen Wörstader Bürgern ein Stündchen gemütlich auf dem sogenannten „Mühlchen“ vor Abgang der Süge zusammen.

H. A. H.

* * *

Da augenblicklich die neue Friedhofskapelle zu Gießen im Innern einer Reparatur unterzogen wird, so finden die Bestattungsfeiern am Grabe statt. Es wäre wünschenswert, daß die Frauen, die sich den neuen Friedhof zum Schauplatz ihrer lebhaft geführten Gespräche auswählen, ihre Unterhaltung doch nicht so laut führen, daß die in geringer Entfernung davon stattfindenden ernstern Feiern dadurch gestört werden. Man kann die Tages- und Stadtneuigkeiten ja auch vor dem Friedhofe auf der Marburger Straße gründlich, ausgiebig und temperamentvoll verhandeln. Noch besser eignet sich hierzu die Wohnung; dort hat man ja auch Sitzgelegenheit und kann sich der Erörterung interessanter Gesprächsstoffe noch viel gründlicher widmen.

* * *

An den Taubstummengottesdienst, der nächsten Sonntag ausnahmsweise schon um 1 Uhr beginnt, schließt sich eine gemeinsame Besichtigung der Gewerbe-Ausstellung an. Der Verkehrsausfluß hat den Taubstummen freien Eintritt bewilligt.

* * *

Dienstag, den 14. Juli, veranstaltet der Akademische Wartburgbund abends 8 1/2 Uhr in Steins Garten eine Versammlung, in der Herr Professor D. Schian über das Thema „Die gegenwärtige Austrittsbewegung und die Gebildeten“ sprechen wird. Jedermann ist herzlich eingeladen.

B. B e u e r n, 5. Juli 1914. Unser Missionsfest, das zur Erinnerung an die vor 2 Jahren erfolgte Ordination des von hier gebürtigen Missionars Heinrich Walter alljährlich Anfang Juli dahier gefeiert wird, fand heute nachmittag in unsrer geräumigen Kirche statt. Die vereinigten Posaunenchöre von Bersrod und hier eröffneten die Feier mit dem Niederländischen Dankgebet, wonach der hiesige Kirchengesangsverein mit dem Lied „Wunderbarer König“ folgte. Die anregende Festpredigt hielt Pfarrer Hofmann-Winnerod im Anschluß an Evangelium des Markus 16, 15 über unsere Pflicht zur Missionsarbeit. Nach einem weiteren Vortrag der Posaunenchöre und des Kirchengesangsvereins erzählte Missionar Meyer aus Kamerun von seiner Arbeit in dieser unserer deutschen Kolonie. Er sprach in fesselnder Rede von dem leiblichen und geistigen Elend der Heiden, ihrer Krankheitsnot, der unwürdigen Stellung der Frauen, Aberglauben, Zauberei u. a. und zeigte dem gegenüber die Liebesarbeit der Mission und ihre Erfolge. In Deutsch-Kamerun stehen zurzeit 54 Missionare, 40 Missionsfrauen, 400 Missionsgehilfen und 3 schwarze Pfarrer an der Arbeit. Auf 16 Stationen und 400 Außenstationen hat die Baseler Mission 17 000 Getaufte und 25 000 Schüler, ein Beweis von der Lebenskraft des Evangeliums und eine Bürgschaft für fernere Erfolge. Mit einem nochmaligen Vortrag des Posaunenchors und dem gemeinsamen Gesang von „Ach bleib mit deiner Gnade“ schloß das schöne Fest, das fast von 1000 Personen aus nah und fern besucht war.

Die Fortsetzung von „Griechische Reisen und Sommerfrischen“ erscheint in der nächsten Nummer.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 12. Juli, 5. nach Trinitatis.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Sch w a b e.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markusgemeinde.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Professor D. E d l.

Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Sch w a b e.

Nachmittags 2 1/2 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. Pfarrassistent H o f f m a n n.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrassistent H o f f m a n n.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johannesgemeinde.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde. Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

Im Konfirmandensaal in der Liebigstraße.

Nachmittags 1 Uhr: Taubstummengottesdienst.

Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

Jede Dame liebt

ein rosiges, jugendfrisches Antlitz und einen zarten, blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die echte

Stechenpferd-Seife

die beste Lilienmilchseife von Bergmann & Co, Radebeul. à St. 50 Pfg

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Gesucht

bis 1. August ein braves, sauberes Mädchen, nicht unter 17 Jahren, in einen Haushalt mit zwei Kindern von 7 und 5 Jahren.

Frau Finanzamtmann Franz, Offenbach, Ludwigstraße 2.

Frdr. Teipel

16 Markt 16
Vorteilhafte Bezugsquelle für

Strumpfwaren und Unterzeuge, Wäsche Kinder-Ausstattungen en gros Korsetts en detail
Filiale: Frankfurter Straße.

Rudolf Richter

Gießen, Marktstraße 24-26

Hüte und Mützen

Reichhaltige Auswahl. Billige Preise :: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797

Manufaktur- und Weißwaren Herren- u. Knabenkleider

Auf Peddigröhr-Sessel

und sonstige Möbel gewähre 10% Rabatt.

C. Zimmermann
Neuen Bäu 15.

FRITZ NOWACK

Grosser

Inventur-Ausverkauf

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Aussteuer-Artikel
Reise

außergewöhnlich billig

Etagengeschäft. Seltene Unikollen
Seminchaltlicher Einkoull mit
3 Gefächten zusammen

Lina Bernard
Gießen, Bismardstraße 6

CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT

VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Bahnhofstr. 44 C. Röhr & Co. Bahnhofstr. 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft

Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser

Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Franz Bette

Mäusburg 10
Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in

Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
Auswahlfendungen bereitwilligt

C. Stöver, Gießen

Seltersweg 16

Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke

Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

Busch's Musikhaus

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz

Musik-Instrumente
:: und Musikalien ::

Hof-Möbel-Fabrik

Th. Brück

Gießen, Ecke Schloßgasse-
:: Kanzleiberg-Brandplatz ::

Ältestes u. größtes Möbel-
Fabriklager Oberhessens
Gegründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet
Vorhänge · Teppiche · Linoleum
Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen
mit patentamtlich gesch. Matratzen
D. G. M. Nr. 420 684/85

Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

C. Leisler Ww.

Neuenweg Ecke Weidengasse

MÖBEL-LAGER

Lieferung ganzer Ausstattungen
:: sowie Einzel-Möbel ::
Eigene Polster-Werkstätte

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann

Kunst- und Handelsgärtnerei
Blumengeschäft
Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
Blumen, Kränze und Buketts
in reicher Auswahl
zu billigsten Preisen.

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. - bis Mk. 180. -
Nur bestbewährte Qualitäten

Fr. Liner, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Ausverkauf

elegant. Sommerhüte
zu billigsten Preisen

Geschw. Holberg Nachf.

Heh. Blum, Schuhlager,
Neustadt 19

Besonders billiger

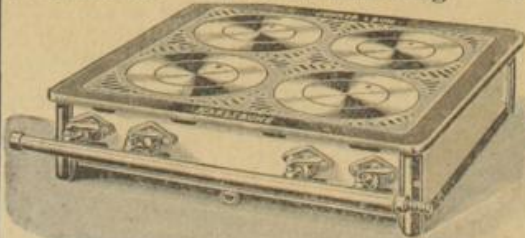
Schuh-Verkauf

15% bis 20%

Reparaturen billigst

Edgar Bormann, Giessen

Neustadt 11 Eisenhandlung Telephon 165



empfiehlt:
Oefen, Herde,
kupferne und
gußeiserne
Waschkessel,
Haus- und
Küchengeräte
Solinger
Stahlwaren,

Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.

Gustav Weisheit, Elberfeld

Flügel, Pianos, Harmoniums
Haupt-Kontor: Hofkamp 7
Fernsprecher-Nummer 1847

Kunst-
Harmonium-
Fabrik

Lagerbestand:
250 bis 300 In-
strumente.
Barzahl hoher
Rabatt, Teil-
zahlung gern
gestatt. Miete
wird bei Kauf
angerechnet.

Spezialität: Harmoniums mit
eingebautem Spielapparat, von
jedermann sofort ohne Noten-
kenntnis zu spielen.
Filialen in Dahlerau, Essen-Ruhr,
Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin
Pracht-Katalog frei. Tüchtige
Vertreter überall gesucht.

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 28.

Bießen, 6. Sonntag nach Trinitatis, 19. Juli 1914.

3. Jahrgang.

Die Gewerbe-Ausstellung.

Jeremia 9, 23 und 24. So spricht der Herr: Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums, sondern wer sich rühmen will, der rühme sich dessen, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden.

Die Gewerbe-Ausstellung, die in diesem Sommer sehr viele Besucher nach Bießen zieht, ist sehr lehrreich. Man gewinnt aus ihr einen Eindruck davon, was die Provinz Oberhessen auf dem Gebiete der Industrie, der Technik, des Handwerks und des Kunstgewerbes leistet. Vor 100 Jahren waren bei uns Ackerbau und Kleingewerbe vorherrschend. Auch die Bewohner der Stadt Bießen befaßten sich neben ihrem Geschäfte, das sie nicht immer nährte, mit Ackerbau, Gartenbau und Viehzucht. Es gab ganze Landstriche in unserer Provinz, in denen die Bewohner Mangel litten. Darum zogen aus der Gegend zwischen Bießen und Grünberg viele Leute nach Paris, wo sie die Straßen kehrten und durch Fleiß und Sparsamkeit vorwärts kamen.

Gott hat die Geschicke unserer Nation so gelenkt, daß das alles ganz anders geworden ist. Wie reich und vielseitig jetzt bei uns die Erwerbstätigkeit ist, zeigt uns die Bießener Ausstellung. Sie gibt uns ein Bild davon, wie der Menscheng Geist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter schreitet. Die Sechsmaschine, die in der Ausstellung zu sehen ist, ist ein Wunderwerk der Technik. Durch bloßes Anschlagen der Typenhebel wird der Satz nicht nur zusammengefügt, sondern auch gegossen, so daß er sofort durch die Rotationsmaschine vervielfältigt werden kann. Man denke sich daneben den langsamen und unvollkommenen Druck der Handpresse in früherer Zeit. Vielleicht stellt sich uns der Triumph der modernen Technik am deutlichsten dar, wenn wir uns in der Ausstellung die elektrischen Beleuchtungskörper ansehen und damit das Rüböl- und Kienspanlicht der alten Tage vergleichen. Die Schreiner- und Schlosserarbeiten, die vielerlei Geräte, die im Haushalt Verwendung finden, die Vorrichtungen, die den Bergbau illustrieren, das alles gibt ein eindrucksvolles Bild von menschlichem Können und von der Kultur unserer Zeit.

Es gibt fromme Menschen, die diese Errungenschaften für recht nebensächlich ansehen. Diese Auffassung herrscht

in den Kreisen der sogenannten „Stillen im Lande“. Wenn es nach ihrem Willen ginge, so würden gewiß keine Ausstellungen veranstaltet werden.

Wir können ihnen hierin nicht recht geben. Ausstellungen, die von menschlicher Tüchtigkeit Kunde geben, sind sehr wertvoll. Sie reden zu uns von Menschen, die die Kräfte und Anlagen, die ihnen der große Gott gegeben hat, in treuer Arbeit ausgenüßt haben. Sie zeigen uns, wie der Mensch sich die Natur und ihre Kräfte untertan macht. Alle wahre Kulturarbeit dient der Förderung des Reiches Gottes auf Erden. Die Vervollkommnung der Verkehrsanlagen bringt es mit sich, daß wir den Heiden, die uns früher unerreichbar waren, das Evangelium bringen können. Die Ausdehnung der Industrie schafft den Armen, die früher stumpf und verzweifelt auf der Straße lagen, Arbeit und Brot, so daß sie Achtung in den Augen der anderen gewinnen und ein zufriedenes Leben führen. Ueber eine Christenheit, die sich geistig nicht mehr regen würde, würde die Weltgeschichte rasch zur Tagesordnung übergehen.

Aber in einem haben die Frommen, die „Stillen im Lande“, die „Pietisten“ oder wie man sie nennen will, recht. Sie haben von jeher mit Nachdruck betont, daß alles Große, das der Mensch schafft, nicht auf sein, sondern auf Gottes Verdienst zurückzuführen ist. Die Kräfte und Schätze der Natur, wie sie die Wissenschaft von Jahr zu Jahr mehr entdeckt, wie auch die geistigen und leiblichen Kräfte gibt uns Gott. Darum sollten wir uns, wie der Prophet sagt, nicht unserer Weisheit, unserer Stärke und unseres Reichtums rühmen, sondern allein der Gnade Gottes. Auch dafür wollen wir den Frommen von Herzen dankbar sein, daß sie stets die Meinung vertreten haben, daß alle Kultur uns nicht selig machen kann. Das Leid, das eines Menschen Herz erfüllt, ist daselbe, ob er in einem Schnellzuge fährt oder ob er mit dem Postwagen langsam im Lande vorwärts kommt. Sünde und Schuld belasten uns genau so schwer, ob wir in einem Zimmer sitzen, das von elektrischen Flammen taghell erleuchtet wird, oder ob wir beim Schein der Petroleumlampe die Hand auf das Haupt stützen. Und wenn es zum Sterben geht, so macht es keinen Unterschied, ob wir in einem Krankenzimmer liegen, das mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet ist, oder ob wir in einer stillen Kammer in einem

Gebirgsdörfe den letzten Seufzer aushauchen. Ein großer Unterschied aber ist es, ob ein Mensch sich rühmen kann, daß er, wie Jeremia sagt, Gott weiß und kennt, ob er den Gott gefunden hat, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden, oder ob er fern ist von Gott. Und ein großer Unterschied ist es, ob ein Mensch in seiner Erdennot und Erdenschuld Hilfe an Jesus gefunden hat oder ob ihm der Heiland völlig gleichgültig ist. Darum geziemt es sich für den Christen, daß er sich über die Errungenschaften der Neuzeit freut und, so weit er dazu imstande ist, an ihrer Förderung arbeitet, daß er es aber sein höchstes Bestreben sein läßt, darnach zu trachten, wie er selig werde. H. B.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.
(Fortsetzung.)

Unser Weg geht westlich in die Berge. Vor uns erheben sich die stolzen Höhen der Apanochrepa 1559 m hoch. Es ist ein kahles Gebirge. Der Morgen färbt den östlichen Himmel, die Berge setzen ihre Rosenhauben auf, es ist wundervoll. Viel Verkehr ist auf der Bergstraße. Ueberrächtige Menschen, oft mit Gesichtern, denen man Entbehrung und Arbeit ansieht, Esel und Maultiere mit dem Gras, das morgen in den Ofen geworfen wird, und mit Holz kommen vorüber. Wir erreichen ein Dorf Selimno in einer Talmulde, steigen dann etwas abwärts zu einer zweiten Talmulde, der des Flusses Daviás. Das ist der Helisson der Alten, der von hier aus durch eine enge Schlucht zwischen steilen, mit Fichten bekleideten Bergen sich der Ebene von Megalopolis zuwendet, der Stadt, die einst nach der Schlacht bei Leuktra unter thebanischem Schutz von den Arkadiern gebaut wurde als Trutzburg gegen die spartanischen Erbfeinde, der Stadt, in der der „letzte Grieche“ Philogamon, der Führer des achäischen Bundes und der ausgezeichnete Geschichtsschreiber Polybios geboren wurden. Ein Dorf gleichen Namens Daviá bleibt uns zur Rechten. Nach vorn eröffnet sich der Blick auf ein stolzes Gebirge. Es ist das alte Mánalon. Ueber dem Dorfe Daviá erhebt sich eine alte Burg, ein Paläokastro mit mittelalterlich verbauten antiken Befestigungswerken. Im Flußtal sind Maisfelder. Der Weg geht wieder bergan. Vor uns liegt der etwa 1400 m hohe Zngovisti. In halber Höhe desselben sieht man in der Ferne ein großes Dorf rechts liegen, Piána mit mittelalterlicher Burg. Das Auge eilt schnell begierig, langsam folgt der Huf der geduldig bergansteigenden Pferde. Auf den Bergen ist Tannenwald. Nach 4½stündigem Ritt erreichen wir in einer Talmulde, die von mit Tannen bewaldeten Bergen umgeben ist, das 1101 m hoch gelegene Dorf Chrsjowiki. Die Leute strömen gerade aus der Kirche, unendlich viele Kinder sind darunter. Eine Mutter trug ihr kleines Kind in einer Art Klappstuhl sitzend an einem Strick auf dem Rücken. Das sah man in Arkadien öfter. 1½ Stunden blieben wir im Dorf. Wir sahen uns nach Nahrungsmitteln um. Es gab nur Eier. Eine Rindfleischkonserve wurde geöffnet und gutes dunkles Brot gekauft. Die Konserve wärmte ich am Holzfeuer im Familienzimmer. Auf dem Kamin stand ein Kochgeschirr, nebenan ein schmutziges Gefäß mit Wasser, das zum Abspülen diente. Das Wasser wurde offenbar nicht gewechselt. Die Dürftigkeit eines griechischen Bauernhaushaltes trat einem hier gleich vor Augen. Wir brauchten einen Löffel, es schauderte einem doch, wie die Hausfrau ihn in das Wasser von zweifelhafter Reinheit eintauchte und ihn harmlos an ihrer Schürze abtrocknete.

Uns mundete trotzdem der Imbiß, und gestärkt begaben wir uns auf den Weiterritt. Der schwierigere Teil des Weges begann. Bergauf, bergab ging es etwa drei Stunden durch herrlichen Tannenwald. Wohl gemerkt, es handelt sich hier um Edeltannen, die in Griechenland erst bei über 1000 m Höhe gedeihen. Ich wurde lebhaft an die Edeltannenlandschaft des Parnas in Attika erinnert, zu der ich in neun Sommern hinaufzusteigen Gelegenheit hatte. Eine herrliche Gegend tat sich vor uns auf. Alte knorrige, wetterharte Bäume verbreiteten Schatten. Schließlich kamen wir aus dem Wald heraus und mußten wieder tief hinab und dann entsprechend hoch hinauf. Schließlich war es eine furchtbare Steineinöde, rattenkahle Berge und ein Weg so unwegsam, daß wir notgedrungen von den Pferden absteigen mußten. Wir tauchten nun in eine großartige, wilde Felschlucht und kamen bei unserem Abstieg um einen Berg herum, wo sich auf einmal überraschendes Grün unserem Auge darbot. Es rührte her von wundervollen Bäumen, die bei einem steinernen Brunnenhaus standen. In letzterem war klares, eiskaltes Wasser, woran wir uns erquickten. In tiefer Felschlucht stürzte das Wasser hinunter, der Ueberschuß benutzte unsere Straße als Rinnsal. In der Ferne wurden Häuser sichtbar. Nach einer Viertelstunde standen wir vor Stammiça, einem höchst malerischen Felsenest, das an einen Kegelberg hinangebaut ist, wie versteckt vor Türken und Räubern. Wir ritten in den Ort und stiegen an einem Kaffeehaus ab. Es war ¼4 Uhr. Zu uns gesellte sich der Dimarch (Bürgermeister), ein Mann mit nicht gerade vertrauenerweckendem Aeußern. Die liebe Jugend des gegen 3000 Einwohner zählenden Ortes umstand uns staunend, so wie man etwa bei uns die Fürstlichkeiten begafft. Unsere Begleiter hatten nach einer halben Stunde ein passendes Nachtquartier gefunden, ein ganz neues Haus noch ohne Fenster. Darin konnten keine Wanzen sein. Alle Bequemlichkeiten fehlten. Es gab dort nicht einmal ein Waschgefäß. Die Wäsche wurde auf dem Balkon ohne Brüstung vorgenommen. Der sich Waschende wurde von einem andern festgehalten, während ein Dritter ihm das Wasser über die Hände goß. Im Untergeschoß war ein Käselager, dessen nahrhafte Düste durch den Bretterboden zu uns emporstiegen. Eine Flasche diente abends als Leuchter.

Wir machten einen längeren Spaziergang. Wie reizend das Nest liegt! Unterhalb des Dorfes zog sich zwischen steilen, hohen Felswänden die grüne Schlucht hinab. In der Ferne leuchteten andere Berge, nördlich die 1546 m hohe Kliniça. Wir nahmen unsere Mahlzeit, Eier, Konservenfleisch und Brot, ein und schrieben Briefe, dann legten wir uns auf unsere eigenen Reisedecken auf den Boden, als Kopfkissen dienten uns unsere Reisetaschen. Es war die erste Nacht ohne Gasthof, und die Knochen taten einem weh, aber es gab wenigstens kein Ungeziefer. Jede Stunde wachte man vor Schmerzen auf, um sich wieder auf eine andere Seite zu legen. So verstrich die Nacht, und mancher Seufzer wurde laut.

Mit schmerzenden Gliedern wachten wir am nächsten Morgen um 4 Uhr auf und weckten selbst unsere Begleiter. Herr N. braute einen Tee, der aber völlig mißlang und von uns als warmes Wasser getrunken wurde. Zum Glück hatte die Wirtin uns Kaffee gemacht, zu dem das trockene Brot vortrefflich schmeckte. Bald brachen wir auf, zunächst zu Fuß, da der Pfad in der großartigen und stark bewachsenen Schlucht von Stammiça stark bergab ging. Das Bild vor uns war ein herrliches: Das Enkaiongebirge, jetzt Diaphorti genannt, etwa 1500 m hoch, erglänzte in feierlichem Morgenlicht. Der Enkaion war der arkadische Olymp. Der ganze Berg war den Arkaden ein Heiligtum. Mit seinem die Wolken sammelnden

Haupt, seinen fruchtbaren Abhängen, seinen zahllosen Quellen war er ein Bild des Wolken sammlers Zeus. Hier auf dem Enkhaion wurde der Sohn des Kronos von der Rhea geboren. Drei Quellnymphen zogen ihn im Verborgenen auf, und schon nach Jahresfrist machte er der Herrschaft seines Vaters ein Ende. Auf dem Gipfel des Gebirges erhob sich der dem Gott geweihte Erdaltar, unterhalb desselben war der heilige Bezirk. Wer den Fuß über seine Grenzen gesetzt hatte, mußte noch desselben Jahres sterben, ein verfolgtes Wild verlor in dem Bezirk plötzlich seinen Schatten. An jenem Augustmorgen sah der breit und majestätisch hingelagerte, von Wolken nicht bedeckte Berg, von rotem Morgenlicht überglüht, besonders feierlich und zur Andacht stimmend aus. Links liefen schön geformte und grüne Berghänge dem Flusse zu, der in der Ferne seine Furche durch das Gelände zog. Es war der Alpheiös, der Fluß Olympias, in seinem mittleren Lauf. Hinter ihm lag die Ebene von Magalopolis und dahinter wieder die stolze gipfelreiche Kette des Tangetos. Rechts hatten wir einen Berg Rücken, der uns die Aussicht abschneidete und den wir erst übersteigen mußten. Zunächst ging es bergab und je tiefer wir hinabkamen, desto reicher wurde die Vegetation, darunter auch schöne Lorbeersträucher. Wir kamen durch Weinberge und trafen gerade einen Mann mit einem Korb voll davon, der uns gern für Geld von seiner köstlichen Frucht überließ. Weiter wandernd schmauste jeder mit Behagen von seiner Fülle und freute sich des köstlichen, erfrischenden Saftes.

Die Geschichte eines Singerhutes.

Da steht er vor mir, der kleine, silberne und unscheinbare Gegenstand, so verbraucht, auch etwas verbogen und dennoch wie wertvoll für mich und hoffentlich auch wertvoll für alle die Generationen, die nach mir kommen sollen, die je das kleine Ding in Händen halten werden. Nur in der Hand halten, nie mehr in Gebrauch nehmen; denn dazu ist er zu ehrwürdig, er soll seine Ruhe und seinen Ehrenplatz haben wie alles, was in treuer Arbeit alt geworden ist.

Wenn ich ihn mir still betrachte, den schlichten, kleinen Singerhut, so fällt mir immer dabei auf, nicht nur, wie sehr verbraucht, sondern auch, wie klein und zierlich er ist. Wie zart und fein waren wohl die Hände, die ihn trugen zu fleißiger Arbeit! Ach, ich habe sie noch gekannt, es waren die Hände meiner Mutter, und ich erinnere mich dieser Hände sehr gut, sie waren fein und weiß, aber nicht vom Nichtstun. Ich habe mich oft gefragt, und jetzt erst recht frage ich mich, wie es wohl möglich war, solche zierliche, feine Hände zu haben, und dabei doch eine so tätige, schaffende Landhausfrau zu sein, wie es einst meine Mutter war! Jetzt, wo selbst vielfach auf dem Lande alles fertig in das Haus kommt, kann man sich die Tätigkeit einer Hausfrau in einem großen Landhause von damals nicht mehr vorstellen. Da wurde z. B. alles Brot für den Haushalt selbst gebacken, und meine Mutter machte das stets eigenhändig; ich sehe sie noch vor mir in einer großen, weißen Schürze mit Ärmeln, die das ganze Kleid schützte, wie geschickt und flink sie den Teig behandelte und die großen Brote formte. Ich sollte es auch lernen, jedoch muß ich leider bekennen, daß ich es nie fertig gebracht habe, obwohl ich zu meiner Aussteuer auch eine große, weiße Backschürze erhielt. Und vor den Festen, besonders an Weihnachten, welche Menge von Kuchen wurden da gebacken. Denn nicht nur war es eine zahlreiche Familie mit den dazu damals auf dem Lande nötigen Lehrern und Erzieherinnen und den vielen Dienst-

boten, es mußte auch auf Besuche gerechnet werden, die in den Feiertagen sich besonders gern in dem kinderreichen, fröhlichen Landhause einzustellen pflegten. Allen diesen häuslichen Arbeiten stand meine Mutter selbst vor, und dabei erinnere ich mich nicht, sie je in großer Eile gesehen zu haben; es muß wohl alles sehr zur Zeit vorbereitet und angeordnet gewesen sein, um es möglich zu machen, daß die Maschine dieses großen Haushaltes so pünktlich und gut arbeitete.

Das Schönste aber von allem waren die Nadelarbeiten der Mutter, zu denen der kleine Singerhut unentbehrlich war. Ich erinnere mich nie, die Mutter müßig gesehen zu haben, — stets regte sie ihre fleißigen Hände zu nützlicher Arbeit, und ungezählt sind die Gegenstände, die aus ihrer geübten Hand für ihre vielen Kinder hervorgingen und noch weiteren Generationen dienten.

Aber noch ein Amt hatte dieser vielbenützte Singerhut: er mußte tanzen zur Erheiterung des jeweiligen Jüngsten in der Familie. Es ist mir dies ein unvergessener Anblick geblieben: meine Mutter am Fenster an ihrem einfachen Nähtisch, auf welchem und in welchem die peinlichste Ordnung herrschte, auf dem Schoß das Nesthäkchen, vor dem der Singerhut gedreht wurde, daß er sich wie ein Kreisel bewegte, und dabei ein leise schnurrendes Geräusch verursachte. Die kleinen, dicken Händchen des winzigen Erdenbürgers versuchten das sich drehende, schnurrende Ding zu fassen, schlugen aber natürlich immer daneben, was die Heiterkeit des jungen Künstlers ebenso wie die der bewundernden Geschwister nur erhöhte.

Was könnte der kleine Singerhut alles erzählen aus dem äußerlich einförmigen, aber doch so vielseitigen, inhaltsreichen Leben dieser längst vergangenen Zeit, das sich in dem Hause unter den alten Linden abspielte. Es war aber nicht nur Spiel und Lachen der Kinderschar, auch heiße Tränen fielen auf die fleißigen Hände, als der Vater durch ein schweres Leiden schnell hinweggerufen wurde. Da sehe ich die Mutter wieder an ihrem Fensterplatz sitzen in ihrem Witwenkleid, wie sie an Hüten und Röckchen den bunten Besatz löste, um schwarzes Band daran zu nähen, wie die Tränen leise auf ihre feinen Hände fielen, die selbst in den Tagen tiefer Trauer nicht rasteten.

Diese Bilder alle bringt der kleine Singerhut mir vor mein geistiges Auge; zugleich erweckt er mir auf das neue die Freude an aller und jeder Nadelarbeit, der ich bis in das hohe Alter treu geblieben bin. Nach meiner Ansicht ist das Interesse dafür viel zu sehr geschwunden, wohl infolge des vielen Sports; doch wäre es in jeder Weise zu begrüßen, wenn neben diesem nützlichen und die Gesundheit fördernden Vergnügen der Singerhut wieder mehr zu Ehren käme. Ich befürchte, er wird sonst bald zu den Gegenständen gehören, wie auch das Spinnrad, die nur noch in Museen und beim Altertumshändler zu finden sein werden, um damit einer längst überwundenen, der „guten alten“ Zeit anzugehören. Armer kleiner Singerhut!

Baronin R.

Sechzig Jahre Klein-Lindener Posaunenchor.

Wie wir in unserem Blatte an anderer Stelle berichten, so feierte der Klein-Lindener Posaunenchor Sonntag, den 5. Juli, sein sechzigjähriges Bestehen. Zu diesem Feste hat Pfarrer Otto Lenz vom Diakonissenhaus Elisabethenstift in Darmstadt, ein geborener Gießener, eine Denkschrift geschrieben, die unter dem Titel „Denkschrift zum sechzigjährigen Jubelfeste des Klein-Lindener Posaunenchores (des ältesten in Hessen) — die

Erweckung, die Versammlung und der Kirchenmusikverein zu Klein-Linden“ in dem Verlage der Stadtmission zu Eickel-Wanne erschienen ist. Diese Schrift enthält so viel Interessantes und Lehrreiches, daß wir uns nicht versagen können, einiges daraus hier mitzuteilen.

Die ersten Anregungen, die schließlich in Klein-Linden zur Gründung eines Posaunenchores geführt haben, fallen in das Jahr 1848. Damals wirkte in Großen-Linden und in Klein-Linden der Pfarrvikar Henrici, der seinen Gemeindegliedern ein biblisches Christentum predigte, nachdem lange Jahrzehnte hindurch in Hessen der Vernunftglaube, der sogenannte Rationalismus, geherrscht hatte. In Klein-Linden wurden die Gewissen aufgerüttelt, es kam zu einer förmlichen Erweckung, und um Henrici, später um Pfarrvikar Schaffnit, sammelte sich ein Kreis religiös angeregter Menschen. Sie hatten im Dorfe zunächst einen schweren Stand, man nannte sie die „Mucker“ und suchte auf alle mögliche Art ihre Versammlungen zu stören. Man warf ihnen sogar, wenn sie zusammen waren, die Fenster ein, machte ihren Führern Katzenmusik und beschimpfte sie in roher Weise. Aber die Versammlungsleute halfen sich selbst, wenn es zu arg wurde. Einmal griff der „Eipsetter“ zu und holte einen ungezogenen, von auswärtig stammenden Bergmann herein in die Stube, wo ihm unter harten Säusten die Knöpfe seiner Bergmannsuniform absprangen. Ein kleiner Knabe, der jetzt ein im kirchlichen und bürgerlichen Leben der Stadt Gießen angesehenen Mann und mehrfacher Großvater ist, sammelte sich diese Knöpfe zu dem beliebten „Knöpfchenspiel“. Die Lauterkeit und Aufrichtigkeit der Versammlungsleute brachten es mit sich, daß einige von ihren Feinden anderen Sinnes wurden.

Allmählich kamen für diese Versammlung ruhigere Zeiten. Männer wie Professor Söckler und Pfarrer Landmann in Gießen halfen mit ihrem Rate, namentlich da, als die Gefahr drohte, daß die Versammlung zu den separierten Lutheranern überging. Leider sind im Laufe der Zeit doch einige von ihnen zu denjenigen Lutheranern, die sich Missouri-Synode nennen — bekanntlich sind die separierten Lutheraner vielfach gespalten — verloren gegangen, Henrici wurde sogar katholisch. Freunde dieses Kreises von frommen Menschen sind außerdem noch gewesen Wilhelm Baur, Pfarrer zu Ettingshausen, später Generalsuperintendent in Coblenz, Hofprediger Bender in Darmstadt, Pfarrer Münch in Bad-Nauheim und Pfarrer Bichmann in Lich.

Die Leiter der Versammlung waren in der Regel keine Pfarrer. An ihrer Spitze stand zunächst Anton Weigel aus Klein-Linden, der später in Elberfeld Kolporteur der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland gewesen ist. Als er jedoch nicht mehr gedruckte Predigten verlesen, sondern selbst predigen wollte, kehrten sich seine bisherigen Freunde von ihm ab. Auch sonst war Weigel damals noch mitten in seiner Entwicklung begriffen. Er besuchte die Kranken in der Gießener Klinik. Die wurden von ihm sofort sehr hart angefaßt, indem er sie nach ihrem geistlichen Leben fragte. Gaben sie nicht gleich eine befriedigende Antwort, so bekamen sie harte Worte zu hören. Mit Recht bemerkt der Verfasser der Denkschrift hierzu: „Gewiß waren seine Fragen solche, die an keinem Krankenbette und bei keinem Menschen fehlen sollen. Aber man muß einem kranken, müden Menschen auch nicht immer die Sporen einsetzen. Wenn Jesus zu den Kranken kam, wurden sie froh.“

Auf der anderen Seite ist Weigel doch ein unerschrockener und demütiger Mann gewesen. Es geschah einmal, daß ihn, als er auf dem Westerwalde arbeitete, eine vornehme Dame in

ihrem Wagen fahren ließ. Darüber hat er selbst erzählt: „Ich dachte unterwegs schon: Nun, du hast es aber recht weit gebracht, daß dich eine Herrschaft sogar fahren läßt. Wie ich aber aussteige, da schrie es von allen Seiten „„Uff en, uff en,““ und do hun sie mich mit Dreck geworfe, und das war mer gesund.“ Jedenfalls zeugt diese Mitteilung von der Demut des Mannes.

Eine hervorragende Rolle in der Klein-Lindener Gemeinschaft spielte Johann Philipp Jung, geb. 1825, gest. 1887. Sein Werk hauptsächlich ist die Begründung des Posaunenchores- und des Kreuzervereins. Der letztgenannte Verein machte es sich zur Aufgabe, Beiträge für die Mission zu sammeln. Jung war ein Mann, der eine reichgesegnete Wirksamkeit entfaltete. Er war Vorarbeiter in der Eisenbahnwerkstätte zu Gießen. In seinen Freistunden baute er Orgeln, begründete und unterhielt er eine christliche Volksbibliothek, sammelte er die schulentlassene männliche Jugend und erteilte ihr Rechen- und Schreibunterricht, außerdem leitete er den Posaunenchor.

Die eigentliche Begründung dieses Chores fällt in das Jahr 1854. Die Anregung hierzu hatte der „Wehlarer Wilhelm“ gegeben, so nannte man den am Wehlarer Krankenhaus tätigen Diakon Wilhelm Rüter, der selbst wieder die Posaunenmusik bei dem Pfarrer Volkening zu Jölleneck in Westfalen kennen gelernt hatte. Im Anfang gab es allerhand Schwierigkeiten, es wurden auch falsche Töne geblasen, aber Weihnachten 1854 konnte der Chor zum erstenmal zu Kinzenbach in einem Gottesdienste, den Pfarrer Imhäuser von Krosdorf abhielt, mit drei Choralmelodien auftreten. Im Laufe der Zeit wurden die Leistungen immer besser, und der Chor wirkte viel bei Missionsfesten mit. Es fehlte bei den Fahrten und Marschen zu diesen Festen nicht an heiteren Begebenheiten. Einmal wurde die Sache recht bedenklich, als „Germers Franz“, ein alter, eigensinniger Gaul, den mit Posaunenbläsern besetzten Wagen eine Böschung hatte hinuntergleiten lassen, wobei ein junges Mädchen, das mitfuhr, das Schlüsselbein brach.

Bemerkenswert ist, daß die Posaunenchoresache von Klein-Linden aus in Hessen Einzug hielt. Heute gibt es allerwärts in Deutschland derartige Vereine. Bekannt ist der Pastor Kuhlo in Bethel bei Bielefeld, der stets mit der Posaune unter dem Arme erscheint und den Titel führt „der Posaunengeneral“.

Wenn wir im obigen aus der Schrift des Pfarrers Lenz mancherlei mitgeteilt haben, so wollten wir in unseren Lesern nur die Lust erwecken, noch mehr aus der Geschichte des Klein-Lindener Posaunenchores zu erfahren und sich zu diesem Zwecke die Schrift zu kaufen. Sie ist es wert; denn sie schöpft aus bester Quelle. Der Verfasser hat zumeist Familientraditionen benützt, sein Großvater, sein Vater und andere aus seiner Verwandtschaft haben in dem Chor mitgeblasen. Seine Denkschrift ist, wie wir aus einigen Proben mitgeteilt haben, von einem gesunden Humor erfüllt. Sie bekundet auch ein gesundes und freimütiges Urteil. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, daß es eine Verirrung war, wenn einzelne Glieder der Klein-Lindener Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche untreu wurden, und betont, daß einer Gemeinschaft reicher Segen daraus erwächst, wenn sie sich eng an die Kirche anschließt.

Somit möchten wir der Schrift des Pfarrers Lenz eine möglichst große Verbreitung wünschen. Sie kostet nur 50 Pfg. Von Gießener Buchhandlungen ist es vorläufig die Buchhandlung der Pilgermission im Neuenweg, die die Schrift auf Lager hat.

Ein pfälzischer Musifant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Sortsetzung.)

Sehr viel auch redete Lippert von den Staatspapieren, die er besitze, von den bayerischen Eisenbahnaktien und von der ungarischen Goldrente, die ihm 6 Prozent eintrage. Dabei äußerte er stets den Gedanken, sich nicht lange mehr mit dem Abwiegen von Schmierseife und dem Verkaufe von gesalzenen Häringen abzugeben, er habe jetzt bald 60000 Mark Vermögen, dann wolle er das Geschäft seiner Tochter Marie übergeben und sich in Kirchheimbolanden, vielleicht sogar in Kreuznach, eine kleine Villa bauen.

Ich gewann immer mehr Respekt vor dem Krämer und vor seiner Tochter, und wenn ich an die Freundlichkeit der Tochter wie auch ihrer Eltern dachte, so erwachten in mir allerhand Hoffnungen für die Zukunft. Marie war die einzige Tochter; wenn ich sie heiraten würde, so war ich mit einem Schlage ein gemachter Mann. Da konnte ich die Trompete an den Nagel hängen und holte sie nur noch zu meinem Vergnügen hervor. Ich sah mich, wenn der alte Lippert einmal in seiner Villa wohnen würde, schon als Inhaber des Geschäftes und dachte daran, wie ich dann an diesem allerhand Verbesserungen und Erweiterungen vornehmen würde. Uebrigens galten Marie Lippert und ich im Dorfe als Brautleute, es hieß von uns: „sie gehen miteinander“ oder: „sie haben Bekanntschaft miteinander“. Wir widersprachen dem auch nicht. Nur war es mir immer unbehaglich, wenn meine Mutter von meinen Beziehungen zu der Familie Lippert zu reden anfing. Ich suchte nach Möglichkeit derartigen Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen.

Die Altpeter-Lene hatte einen ungewöhnlich milden Winter prophezeit. Das Gegenteil trat ein, der Winter 1879/80 war einer der kältesten des ganzen Jahrhunderts. Viele Wochen lag tiefer Schnee, so daß es im Walde nichts zu verdienen gab. Das Wild kam aus dem Walde bis herein in das Dorf, um Futter zu suchen. Die Leute, denen die armen Rehe leid taten, warfen ihnen Dickrüben oder Gelbrüben vor, von denen man im Winter sehr viele in den Keller geschafft hatte. Das geschah aber nicht allenthalben aus reiner Barmherzigkeit mit der seufzenden Kreatur, sondern auch deshalb, weil man in den Dörfern ringsumher um den Donnersberg gern billigen Rehbraten aß. Viele Bäume bekamen in diesem Winter infolge der großen Kälte Risse und Sprünge.

Ein schweres Dasein hatte in der Winterkälte der Dr. Walter von Rockenhausen, der immer noch in den Dörfern hin und her fuhr, um den Kranken beizustehen. Wenn er in seinem Schlitten den Berg hinaufgefahren kam, so waren er und sein Kutscher bis zur Unkenntlichkeit in Radmänteln, Pelzen und Tüchern verhummt. Der alte Mann war unermüdet, er suchte nicht nach Bequemlichkeit und forderte nichts vom Leben für sich. Hatte er seine Kranken besucht, so saß er wohl noch eine halbe Stunde in dem Wirtshause, wo sein Kutscher anhielt, und sprach wie ein Vater mit den Leuten aus dem Dorfe, die alle ehrerbietig mit ihm verkehrten und nie ein dreistes Wort zu ihm sagten.

Am meisten dauerten mich damals die Postknechte, die in dem Land, das sozusagen ohne Eisenbahn war, jeden Tag hin und her fahren mußten, sich dabei Hände und Füße erfroren, sich Rheumatismus und Gicht holten und oft im Schnee stecken blieben, so daß sie wieder herausgeschaufelt werden mußten.

Stehentliche Briefe schrieb mein Bruder Jakob aus Meß. Dort an der Mosel wehte ein eijiger Wind, und jeden vierten

Tag mußte er auf Wache ziehen. Die Posten waren so dicht in Mäntel eingehüllt, daß, wenn einer von ihnen auf dem Glatteise hinfiel, er sich nicht allein aufrichten konnte, sondern von seinen Kameraden aufgehoben werden mußte. Am meisten Mitleid hatte mit dem armen Kerl meine Mutter. Manchmal, wenn wir so abends um 9 Uhr, wenn das Glöcklein läutete, beisammen am warmen Ofen saßen, sagte sie: „Jetzt sitzen wir im Warmen, und der arme Jakob steht gewiß in Eis und Schnee auf Posten“. Durch Wurst-, Butter- und Geldsendungen suchte die Mutter unserm Vaterlandsverteidiger das Leben in dem kalten Winter erträglicher zu machen.

Weil ich in diesem Winter leider nicht viel verdienen und doch auch nicht den ganzen Tag auf dem schwarzen Ledersofa bei dem Krämer Lippert sitzen konnte, so hatte ich reichlich Zeit zum Lesen, woran ich von jeher meine Freude gehabt hatte. Pfarrer Weber versorgte mich mit interessanten Büchern aller Art. Er gab mit „Eienhard und Gertrud“ von Pestalozzi, die Erzählungen von W. O. von Horn sowie belehrende Bücher und erzählte mir, so oft ich zu ihm kam, von seinem Sohne Hermann, der mit mir konfirmiert worden war und seit Herbst in Straßburg Theologie studierte. Leider mußte ich in diesem Winter, da der Verdienst so schlecht war, von meinen Ersparnissen zurückerheben, da ich doch nicht auf Kosten der Mutter und des Bruders leben konnte.

Ich las, wie gesagt, gern, aber noch lieber hielt ich mich abends in der Wohnstube der Familie Lippert auf. Kaum konnte ich abwarten, bis wir gegessen hatten und ich mit meinem Bruder die Stallarbeit besorgt hatte. Oft sah mich die Mutter, wenn ich die Mütze vom Nagel nahm und wegging, vorwurfsvoll an, aber ich ging doch weg. Wenn ich es je einmal über mich brachte, einen Abend zu Hause zuzubringen, so war ich verstimmt und verdrießlich und begab mich schon sehr früh grollend zu Bett.

Dagegen in der gewohnten Gesellschaft taute ich auf. Einmal bin ich einen ganzen Tag lang in dem Krämerhause gewesen, als dort ein Schwein geschlachtet wurde. Das Schweineschlachten im Winter wird in der Pfalz zu einem Familienfeste, das die Kinder noch höher bewerten als Weihnachten. Es ist ja die Zeit, in der man nichts Besonderes zu tun hat und aus diesem Grunde in aller Gemütlichkeit bei diesem nahrhaften Geschäfte zugegen sein kann. Ich half in aller Morgenfrühe schon dem Metzger beim Schlachten, Ausnehmen und Zerlegen des Schweines, stand nachmittags neben Marie am großen Kessel in der Küche, in dem die Fleischstücke gekocht wurden, die zu Wurst verarbeitet werden sollten. Dann stand ich am Hackkloß und hackte die Leber klein, bis der Metzger erschien, der die Wurst in die Därme einfüllte, indem er dabei beständig dem Schoppengläse zusprach. Der Glanzpunkt des Tages war die Abendmahlzeit, die „Metzelsuppe“. Alle Sorten der neugemachten Wurst wurden in Proben auf den Tisch gebracht und mit Sauerkraut verzehrt. Der Metzger erzählte von seinen Erlebnissen beim Einkauf von Schlachtvieh und beim Ferkelhandel. Die alten Männer erzählten von vergangenen Zeiten, ich saß neben Marie und verbreitete, wie die anderen Mannsleute, mächtige Tabakswolken um mich her.

Nur einiges ärgerte mich an diesem Abend: Gottfried Keiper war auch zur Metzelsuppe erschienen und saß auf der anderen Seite der Tochter des Hauses. Diese widmete sich ihm genau so viel wie mir selbst, sie lachte über seine Witze, hörte seine Lügen an, ließ sich von ihm anscheinend weismachen, daß er Aussicht habe, im nächsten Winter bei dem Orchester des Stadttheaters zu Halle an der Saale angestellt

zu werden. Als Marie einmal das Zimmer verließ, um ihrer Mutter beim Kochen der großen Schwartemagen zu helfen, sagte ich ingrimmig zu Gottfried: „Du Lügenmaul, du hättest doch lieber gleich sagen können, daß du zum Direktor der Kurkapelle in Wiesbaden bestimmt seist.“

Gottfried machte bei meinem Vorhalt eine seiner gewöhnlichen Fragen und sagte dann lachend: „Man muß den Weibsleuten etwas vormachen, dann haben sie gleich größeren Respekt vor einem.“

Als hierauf gekartet wurde, war Gottfried eifrig beim Glabrias und gewann ein ansehnliches Häufchen Geld. Derweilen machte ich der Marie Vorwürfe, daß sie mit Gottfried freundlich getan habe. Sie lachte mich aus und sagte: „Du wirst doch nicht eifersüchtig sein? Glaubst du, ich wollte etwas von dem Fragenschneider wissen? Der kann Gesichter machen wie ein Orang-Utang, und was er betet, ist gelogen. Du bist und bleibst mein lieber Peter.“

Die Kälte hinderte uns Musikanten natürlich nicht daran, daß wir oft in Rockenhausen zusammenkamen und eifrig spielten. Für das kommende Jahr gab der Meister die Lösung aus, und die hieß: Holland.

Das neue Jahr, das mit gewaltiger Kälte einsetzte, nachdem in den Weihnachtstagen vorübergehend gelindere Witterung geherrscht hatte, stellte mich vor eine wichtige Entscheidung. Ich war in mein zwanzigstes Lebensjahr eingetreten und mußte mich mit dem Gedanken vertraut machen, im Herbst Soldat zu werden. Nun lagen aber die bayerischen Infanterie-Regimenter, in die in den letzten Jahren die jungen Burschen aus meiner Gegend eingereiht worden waren, in Garnisonen, die unbeliebt waren. Diese Garnisonen waren Meß und Hermersheim. Der Bruder Jakob hatte mir die Garnison Meß in nichts weniger als leuchtenden Farben geschildert. Eine böswillige, deutschfeindliche Bevölkerung, vor der der Soldat sich stets in acht nehmen müsse, teure Preise in den Kaufläden und in den Wirtschaften, miserable Quartiere, wenn es zu Uebungen hinaus nach Lothringen ging, ein sehr schwerer und auch gefährlicher Wachtdienst, dazu die nicht geringe Entfernung von der Heimat, so daß man selten Gelegenheit hatte, in Urlaub zu gehen. Und Urlaub wollte ich doch gern haben, schon allein wegen der Marie Lippert. Aber auch Hermersheim wurde als wenig verlockend hingestellt. Es hieß, dort herrsche wegen der Sümpfe und Tümpel in der Nähe des Rheines eine ewige Fieberluft, und die Schnaken, die aus den Sümpfen hervorkämen, seien so zahlreich wie die Sandkörner am Meere. Es wurde die Schauermär erzählt, ein Soldat, der dort auf Posten stand, sei im Schilderhause derart gestochen worden, daß sein Kopf so angeschwollen sei, daß der Mann das Schilderhaus nicht mehr habe verlassen können und daß ihn die Ablösung mit samt dem Schilderhause nach dem Lazarette getragen habe. Auch wurde erwähnt, daß in der bayerischen Armee die Rede gehe: „Wer Vater und Mutter nicht ehrt, der kommt nach Hermersheim oder nach Ingolstadt.“

Hingegen war mir Mainz als eine schöne und freundliche Garnison genannt worden, die auch den Vorzug hatte, nicht weit von meiner Heimat entfernt zu sein. Auf der Durchreise hatte ich die Stadt wiederholt berührt. So beschloß ich, mich dort freiwillig zum Eintritt in ein Regiment zu melden. Ich besprach die Sache mit meiner Mutter. Es war ihr schwer, nun auch den vierten und jüngsten Sohn für den Militärdienst hergeben zu müssen, aber sie sah ein, daß mein Entschluß nicht schlecht sei, und gab ihre Zustimmung. Ich erwirkte mir vom Bezirkskommando in Kaiserslautern einen Meldeschein,

reiste im Januar nach Mainz und meldete mich zu dem hessischen Infanterie-Regiment Nr. 118. Ich wurde auch angenommen.

Ich hatte diese Reise in der strengsten Winterkälte gemacht, wir hatten 20 Grad Reaumur. Die Fenster des Eisenbahnwagens, in dem ich saß, waren fest zugefroren. Ich hauchte solange darauf, bis sich ein Loch in der Eisdecke gebildet hatte. Durch dieses Loch sah ich die winterliche Landschaft: Schnee auf den Feldern und auf den Dächern, krächzende Raben auf den Bäumen und vereiste Bäche. Blutrot stand am Morgen die Sonne am Himmel. In Mainz wurde mir das seltene Schauspiel zuteil, daß der Rhein über seine ganze Breite hinüber zugefroren war, ich lief auf der Eisfläche hinüber nach Kastel. In der Mittagszeit tummelten sich dort viele Menschen. Küfer machten auf dem Eise nach alter Sitte ein Faß, ein Marketender verkaufte viel Punsch. In einem Gasthose in der Beßelsgasse blieb ich über Nacht und fuhr am nächsten Tage wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Klein-Linden. Fast schien es, als ob das Fest des 60jährigen Bestehens der kirchlichen Gemeinschaft (Posaunenchor und Missionsverein) Klein-Linden, ein Fest, das so lange geplant und vorbereitet war, durch Regenwetter in unserm Kirchlein hätte gefeiert werden müssen. War es nun auch kein Sonnenschein, so war es doch von unten und oben trocken, und andächtig lauschte eine zahlreiche Gemeinde den Worten der Redner, den Klängen der Posaunen und dem Gesang des Kirchenchors, und kräftig erscholl der Gemeindegesang unter Posaunenbegleitung. Es wäre aber doch nicht Jubelfest des ältesten hessischen Posaunenchors gewesen, wenn es nicht in unserem Wäldchen über der Burg, in der „Woisting“ hätte gefeiert werden können.

Was für ein Fest war es denn nun aber eigentlich, das wir am Sonntag, den 5. Juli, feierten? Jedenfalls keine Vereinsfestlichkeit im gewöhnlichen Sinn, wie wir ja viele, allzu viele haben. Und wenn auch bei denen die Gemeindeglieder teilnehmen, hier war es innere Anteilnahme des Herzens, die so viele Hörer und Freunde geistlicher Musik und Freunde der Mission, Freunde des Vereins, der diese Dinge pflegt, und die Gemeinde Klein-Linden zum Wald ziehen hieß, wo unter schattigen Bäumen Bläserpulte und Hörerbänke, sowie eine laubumrankte Kanzel aufgeschlagen waren. Im Festzug begaben sich Verein und Festgäste auf den Festplatz, und hatte auch die Ungunst der Witterung am Vormittag manchen Vorsichtigen im Haus gehalten, es war doch ein stattlicher Kreis, der sich dort sammelte. 10 Posaunenchöre aus der Umgegend wirkten mit, und kräftig erscholl der Klang der Instrumente in geistlichen Liedern und in der Begleitung des Gemeindegesangs. Zarter war die Stimme des Kirchenchors, aber prächtig wirkten auch seine Lieder zum Preise Gottes und zur Erhebung der Gemeinde. Posaunen- und Kirchenchor und Gemeindegesang wechselten ab mit den Reden.

Zur Begrüßung richtete Pfarrer Schulte einige Worte an die Versammlung. Die Festpredigt hielt Liz. Dr. Vollrath aus Gießen über Ev. Joh. 3, 30: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ Er zeigte, wie ein jeder evangelische Christ die Pflicht habe, dieses Wort in seinem Leben wahr zu machen. Pfarrer Lenz aus Darmstadt (Elisabethenstift) ging in seiner Ansprache näher auf das Wesen und die Aufgaben des Vereins ein. Nach einer Pause von $\frac{3}{4}$ Stunden sprach

Missionar Schirge aus Hermannsburg über die Mission und unsere Missionspflicht. Im Schlußwort überbrachte Dekan Gußmann Grüße und Glückwünsche der kirchlichen Behörde. Er fand warme Worte der Anerkennung für Wesen und Wirken des Vereins und mahnte zu treuer kirchlicher und evangelischer Gemeinschaft, die gerade in unserer Zeit nottue in den Kämpfen, die die evangelische Kirche zu bestehen habe. Es bleibe endlich auch der Gedichtgruß nicht unerwähnt, den Pfarrer Hepding in Hausen, der frühere Pfarrer unserer Gemeinde, gesandt hatte und der unter allgemeiner Bewegung verlesen wurde, leider nicht von dem Dichter selbst, da er verhindert war, selbst zu kommen.

Es war ein schönes Fest, und wir wünschen, daß Gottes Segen daraus erwachse für den Verein, daß er bleibe, was er sein will, eine Stütze des kirchlichen Lebens in der Gemeinde, und für die Gemeinde, daß in ihr kirchliche Gemeinschaft fest bestehen bleibe!
Br.-Kl.

* * *

Zu unserem in der vorigen Nummer erschienenen Berichte über das Missionsfest in Beuern tragen wir noch nach, daß die Festkollekte 140.43 Mk. betrug und dem Missionshause zu Basel überwiesen wurde.

Worte zum Nachdenken.

Gläubiges und geduldiges Leiden ist ein Tun, so gut wie jede große Arbeit, die ihren Segen hat.

Nichts auf der ganzen Welt geht über die Ruhe des Herzens.
Jg.

Wer einmal hat geschmecket,
Wie freundlich, Herr, du bist,
Wer deine Süll' entdeckt
Und in dir selig ist,
Der wird die Flügel schwingen
Und fliegt der Sonne zu,
Da ist Lust, Freud' und Singen
Und tief im Herzen Ruh.

Wer im Himmel ernten will, muß erst auf Erden säen. Unser gegenwärtiges Leben ist der Keim, aus dem unser zukünftiges herauswachsen soll.

Die Welt hat ein scharfes Auge auf die Christen. Laßt uns darum treu auf uns selber achten, daß wir unserm Meister keine Schande machen und den guten Namen, nach dem wir genannt sind, nicht verlästern!

Dein Eigentum in der Zeit ist nur dieser Augenblick und auch der nur, soweit du ihn auf die Ewigkeit beziehst. Heute höre des Herrn Stimme, erwarte nicht das unsichere morgen; jetzt gleich verankre dich in dem Ankergrund der Ewigkeit, nämlich in der Gnade Gottes in Christo.

Hilf, daß mir, wo ich bin und geh',
Das ew'ge Ziel vor Augen steh',
Damit mein Herz von allem frei
Zum Himmel stets gerichtet sei.

Wir sollen nichts tun, ohne dabei zu ruhen, nämlich zu ruhen in der Hand des Herrn. Darum muß alle Martha-Arbeit erfüllt werden mit dem Maria-Sinn. In allen Lagen des Lebens sei unser Herz gerichtet auf ihn, der unsere Seelen selig machen kann. Dies Eine ist not!

Eile mit deinem Gebet, aber warte geduldig!

Erstürme nichts, erzwinge nichts, lerne warten.

J. M. Sailer.

Bleibe in Jesu! Laß ein Wort in dir Leben werden und lebe in dem Worte mit dem Gehorsam des Glaubens, so wirst du leben, ob du gleich stirbst.

Hütet euch, daß ihr keinen andern Weg macht gen Himmel, nicht hereinschneht durch andere Straßen. Es ist ja kein anderer Weg, denn dieser Weg des Glaubens, welcher gewiesen wird durch das lautere Wort Gottes.
Dr. M. Luther.

Wer sich dem Herrn unterordnet, braucht sich nicht den Menschen, den Umständen, dem Zufall unterzuordnen, denn er sieht in allem Gottes Hand und läßt sich von ihr leiten. Darum kann er sich beugen, ohne gebrochen zu werden.

R. Wenger.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 19. Juli, 6. nach Trinitatis.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer D. Schlosser.
Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Schwabe.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde.
Pfarrer Schwabe.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.
Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.
Pfarrer Ausfeld.

Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

Nächstkünftigen Sonntag, den 26. Juli, wird in beiden Kirchen eine Kollekte für die innere Mission erhoben werden.

Haarausfall
sowie Schuppen und Spalten der Haare wird beseitigt durch tägliches Waschen mit der echten
Stechenpferd-Teerschwefel-Seife
v. Bergmann & Co., Radebeul Bestes Mittel zur Stärkung u. Kräftigung d. Haarwuchses. à St. 50 Pf. Überall z. haben.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Besucht

bis 1. August ein braves, sauberes Mädchen, nicht unter 17 Jahren, in einen Haushalt mit zwei Kindern von 7 und 5 Jahren.

Frau Finanzamtmann Franz, Offenbach, Ludwigstraße 2.

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur- und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Frdr. Teipel

16 Markt 16
empfehle für die Schneiderei
Spitzenstoffe :: Besatz
Stidereien :: Spitzen
Einjäge :: Borden
Gutter :: Knöpfe etc.
sowie alle einschlägigen Artikel
in großer Auswahl.
Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

Ausverkauf

elegant. Sommerhüte
zu billigsten Preisen
Geschw. Holberg Nachf.

Franz Bette

Mäusburg 10
Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
Auswahlsendungen bereitwilligt

Rudolf Richter

Gießen, Marktstraße 24—26
Hüte und Mützen
Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Hch. Blum, ^{Schulager,} Neustadt 19

Besonders billiger

Schuh-Verkauf

15⁰/₀ bis 20⁰/₀

Reparaturen billigst

FRITZ NOWACK

Spezial-Haus für

Braut-Ausstattungen

Eigenes Atelier zur Anfertigung von Wäsche-Ausstattungen

Bei Ausstattungen Vorzugs-Preise!

WÄSCHE-FABRIK

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
Kunst- und Handelsgärtnerei
Blumengeschäft
Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
Blumen, Kränze und Buketts
in reicher Auswahl
zu billigsten Preisen.

Musikalien

Musikinstrumente

Ernst Challier, Gießen

Rudolph's Nachf.

Neuenweg 9 Telephon 671

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Reste

in Kleider-
stoffen sowie
Weißwaren
Wollwaren
Kurzwaren

Strickwolle etc. empfiehlt bill.

K. Elle

Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT

VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft

Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Rissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser

Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Auf Peddigrohr-Sessel

und sonstige Möbel
gewähre 10% Rabatt.
C. Zimmermann
Neuen Bäume 15.

C. Stöver, Gießen

Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke
Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

Kleider-Stoffe Blusen-Stoffe Ausfeuer-Artikel Reste

außergewöhnlich billig
Etagengeschäft. Seringe Unkosten
Semeinlichlicher Einkauf mit
3 Geldkästen zusammen

Lina Bernard
Gießen, Bismarckstraße 6

Gustav Weisheit, Elberfeld

Flügel, Pianos, Harmoniums
Haupt-Kontor: Hofkamp 7
Fernsprecher-Nummer 1847

Kunst- Harmonium- Fabrik

Lagerbestand:
250 bis 300 In-
strumente.
Barzahl hoher
Rabatt, Teil-
zahlung gern
gestatt. Miete
wird bei Kauf
angerechnet.

Spezialität: Harmoniums mit
eingebautem Spielapparat, von
jedermann sofort ohne Noten-
kenntnis zu spielen.
Filialen in Dahleau, Essen-Ruhr,
Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin
Pracht-Katalog frei. Tüchtige
Vertreter überall gesucht.



PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.
Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-
kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-
lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.

Wilh. Rudolph, Hoff., Giessen, Seltersweg 103.

Edgar Bormann, Giessen

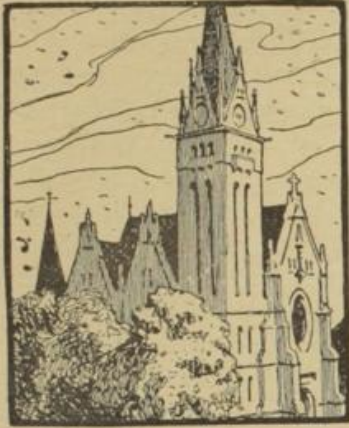
Neustadt 11 Eisenhandlung Telephon 165

empfiehlt:
Oefen, Herde,
kupferne und
gußeiserne
Waschkessel,
Haus- und
Küchengeräte
Solinger
Stahlwaren,

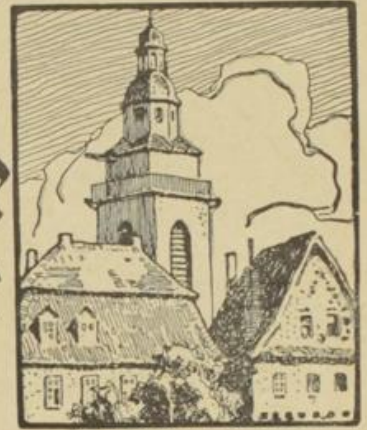


Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 29.

Bießen, 7. Sonntag nach Trinitatis, 26. Juli 1914.

3. Jahrgang.

Im Dienste Gottes.

Jeremia 20, 9. Ich dachte: Wohl, ich will sein nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennend Feuer, in meinen Gebeinen verschlossen, daß ich's nicht leiden konnte und wäre schier vergangen.

Wenn wir das Buch Jeremia mit Nachdenken lesen, so werden wir finden, daß wir es hier mit einer der edelsten und ergreifendsten Gestalten des alten Testaments zu tun haben. Was macht uns den großen Propheten so anziehend? Gewiß auch der hohe Schwung seiner Gedanken. Wir bewundern seinen religiösen Weitblick und seinen sittlichen Ernst. Wir sehen ihn eifern gegen das götzendienerische Volk und kämpfen für den Bund Gottes mit seinem Volk. Das gewinnt uns für Jeremia. Den tiefsten Eindruck aber macht er zweifellos auf uns, wenn wir einen Blick tun dürfen in sein innerstes Leben. Schon in jungen Jahren war er zum Propheten berufen, aber dieser Beruf brachte ihm viel Jammer und Herzeleid. Kein Wunder auch! Mußte doch er, der Weichmütige, Zartfühlende, seinem Volk den Untergang verkünden. Da kämpfte er heiße Kämpfe in seinem Innern, da rang er mit seinem Gott um sein Volk. Das trieb ihn manchmal in die tiefste Verzweiflung. In solcher Lage zeigt ihn auch unser Schriftwort. Aber es zeigt uns auch gleichzeitig den tapferen Ueberwinder.

Um dieses Wort ganz zu verstehen, müssen wir das Leben des Propheten uns noch etwas genauer ansehen. Er war vor allem ein ungeheuer opfermutiger Mann. Er hat auf ein bequemes, behagliches Leben, wie er es als Sohn einer vornehmen Familie hätte führen können, verzichtet. Er hat auf das Familienleben verzichtet, auf gesellige Freude, mit einem Wort auf alles, was das Leben für die meisten lebens- und liebenswert macht.

Gerade deshalb aber konnte er sich mit vollster Energie auf seinen Beruf werfen. Furchtlos und treu, mit unerbittlichem Ernst und glühender Leidenschaft wirkte er in seinem Volk. Wie ein Fels stand er fest in der Meeresbrandung. Wohl tobten und zischten die Wellen, aber er wich und wankte nicht. Gott hatte ja bei seiner Berufung zu ihm gesprochen: „Ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer machen im ganzen Land wider die Könige

Judas, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande.“

Und doch hatte, wie wir sahen, auch dieser heldenhafte Mann Stunden schwerster innerer Anfechtung. Wie erklärt sich das? Waren es unedle Motive, die ihm Worte der Verzweiflung auf die Lippen trieben, wie dieses: „Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen“? Reute ihn der harte, aufreibende Dienst Gottes? Lockten den düsteren Asketen plötzlich verführerische Stimmen zum Genuß der Welt?

Nein, das ist bei einem Mann wie Jeremia so gut wie ausgeschlossen. Ihn bedrückten wirkliche Nöte. Vor allem die Erfolglosigkeit seines Wirkens. Unbeachtet verhallte ja seine Bußpredigt im Winde.

Mehr noch beugte ihn nieder das Bewußtsein, daß seine Predigt sogar zur Verstockung des Volkes führte. Die Gerichte Gottes, die er verkündigt, trafen lange nicht ein. Was lag da näher, als daß das Volk dachte: Wir sind auf dem rechten Weg; wir wollen jetzt erst recht nicht auf den Propheten hören.

Schließlich mußte er auch persönlich viel leiden. Man verhöhnzte ihn mit bitteren Worten: „Jedermann verlachte ihn.“ Ja man ging sogar tötlich gegen ihn vor. Schon frühe trachteten ihm seine eignen Landsleute nach dem Leben. Wollen wir uns da wundern, wenn er einmal nahe daran war, sich von Gott abzuwenden und nicht mehr von ihm zu predigen?

Was hat ihm aus solcher Not geholfen? Der Prophet sagt uns selbst: „Es ward in meinem Herzen wie ein brennend Feuer.“ Das war die Stimme des Gewissens, die ihm eindrücklich ihr unerbittliches: „Du sollst“ zurief. Sie ließ ihm keine Wahl. Sie zwang ihn mit eiserner Gewalt in den Dienst Gottes zurück. Da halfen keine Ausflüchte, da ging es ihm wie in der Stunde der Berufung. Wieder hörte er die Stimme des Herrn: „Du sollst gehen, wohin ich dich sende.“ Und die große Stunde findet einen großen Menschen. Still unterwirft er sich seinem Gewissen. Er fühlt es, wie später unser Luther, daß es nicht geraten ist, dagegen zu handeln, daß sein Glück und seine Seligkeit darin ruht, mit trotzigem „dennoch“ sich einer Welt entgegenzustemmen.

Können wir noch fragen, was wir heutigen von solchem Manne zu lernen haben? Es kann nur dies sein: Auch bei uns

soll über alle Not und Anfechtung, die uns unser Glaube bringt, siegen der Gehorsam gegen den göttlichen Willen, wie er sich im Gewissen uns kundgibt. Nur durch solche Menschen kann das Reich Gottes gebaut werden. H. H.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.
(Fortsetzung.)

Es ging wieder bergan, und wir erreichten eine Fels-
höhe, wo Hirten ihre sommerlichen Laubhütten aufgeschlagen
hatten. Wir waren überrascht, uns plötzlich an einem Zufluß
des Alpheios, d. h. einige hundert Meter in schwindelnder
Höhe über demselben zu finden. Aus der Tiefe rauschte der
Fluß zu uns empor, in Griechenland gewiß ein sehr seltenes
Vergnügen. Dieser Zufluß hieß in seinem oberen Lauf der
Lenos, in seinem mittleren nach der Stadt Gortys Gortynios,
jetzt Fluß von Dimithana, dem Hauptort des Flußtals, nach
dem wir unsere Schritte lenkten. Dimithana ist eine eng-
gebaute Stadt, hoch auf den schroffsten Felsen des linken
Flußufers gelegen, nur auf steilen und schmalen Pfaden
zugänglich. Wir sahen sie im hellen Morgenlicht. Die Schlucht
selbst war herrlich grün mit großen Sträuchern bewachsen.
Rechts führte an unserm Standort ein Fußpfad am Abgrund
entlang nach einer Felsennische, in welcher ein kleines, von
einem Einsiedler bewohntes Kloster stand. Lange genossen
wir den erquickenden Anblick, und dann ging es durch die
Büsche hinunter, bis wir an eine türkische Brücke kamen. Die
Wasser flossen mit blauen Wellen und weißem Schaum dar-
unter her. Einige Mühlen standen am Fluß unter grünen
Bäumen, dazu der großartige Abschluß durch die Schlucht, ein
Bild für einen Maler. Wir stiegen bis an den Fluß hinab
und tranken direkt aus ihm mit unersättlichem Durst und
großem Wohlbehagen. Das Wasser war so rein und geschmack-
los wie Quellwasser. Nun ging es wieder zu Pferde bergan
bis auf das Ruinenfeld der alten Stadt Gortys, deren Mauer-
züge sich weit auf einem flachen Berge verfolgen ließen, aus
massiven Blöcken gebaut. Die Reste liegen in den Weinbergen
des Dorfes Ahikolo, dessen erste Häuser wir berührten. Das
erste war dasjenige eines Priesters, der uns zu trinken gab;
denn es war heiß, und uns um Tabak ansprach, worauf wir
uns gern des trocken gewordenen Vorrats entledigten. Der
alte Name Gortys erhielt sich im Mittelalter in der Benen-
nung dieser Gegend: Skorta. Die Gortynier sind ein äußerst
betriebsames Volk. Als Krämer, Handwerker, Schankwirte
findet man sie überall in Griechenland. Sie sind stolz, die Welt
gesehen zu haben und zu wissen, was sich schickt.

Auf dem Bergabhang in brennender Sonnenglut ging
unser Ritt weiter. Brombeeren am Wege wurden mit Vorliebe
vom Pferd aus gehäpft, um die vertrocknende Zunge etwas
anzufeuchten. Es war daher ein wonnevoller Augenblick,
als wir nach langem Ritt auf steinigtem Terrain den Ort
Kartäna vor uns liegen sahen, d. h. zunächst die stolze
mittelalterliche Burg. Es dauerte nämlich noch lange, ehe wir
den Ort erreichten. Es war Mittag, 1½ Stunden sollten ge-
rastet werden.

583 m hoch erhebt sich am Eingang eines Engtals der
Felskegel von Kartäna, in dessen Burg sich das mittelalter-
liche, feudale Griechenland ebenso verkörpert, wie die home-
rische Zeit in Mäkenä und Tiryns. Im Anfang des 13. Jahr-
hunderts, 1204 und 1205, eroberten Geoffroy de Villehar-
donni und Guillaume de Champlitte mit Rittern aus Burgund
und dem Hennegau den Peloponnes. Der letztere wurde Fürst

von Morea, in welcher Würde der erstgenannte ihm folgte, ein
Mann von hervorragenden Herrschergaben. Dieser teilte den
Peloponnes in 14 Baronien ein. Ueberall wurden damals
Ritterburgen gebaut. Der Sitz einer dieser Baronien wurde
Kartäna, das 12 Ritterlehen umfaßte, und von Geoffroy de
Villehardonni seinem Tochtermann Hugues de Brugères 1209
übergeben wurde. Sein Sohn Geoffroy de Taintens (†1278)
galt für den glänzendsten Rittersmann im Peloponnes. Hu-
gues de Brugères erkannte die Wichtigkeit dieser Felsenburg
für die Beherrschung des inneren Landes. Zisternen, Mauern,
Türme gaben ihm eine schier unüberwindliche Stärke. Wie
beherrschend sie war, zeigt noch heute der Umstand, daß der
Fluß, der ihren Fuß benetzt, noch heute der Fluß von Kartäna
heißt. Gegen ihn, den Alpheios, fällt der Burgfelsen in steilen
Wänden ab. Von oben ist es ein Blick in schwindelnde Tiefe.
Ein seltsamer Gedanke, daß diese französischen Ritter den
ganzen geistlich-ritterlichen Staat des Mittelalters hierher
verpflanzten und ohne Rücksicht auf Geschichte und Natur des
Landes durchführten. Ihre Taten hat ein Grieche zwischen
1350—60 in einem Epos gefeiert, der „Chronik von Morea“,
die auch als Denkmal des damaligen Zustandes der griechischen
Volksprache äußerst interessant ist.

In Kartäna nahmen wir uns gleich einen Jungen, um
uns auf die Burg zu führen. Andere Jungen schlossen sich mit
heißem Interesse uns an. Die natürliche Intelligenz des
Stammes leuchtete ihnen aus den dunklen Augen. Unterein-
ander redeten sie, wie ihnen der Schnabel gewachsen war,
uns gegenüber besleißigten sie sich einer schulgemäßen Sprache.
Es steckt ungeheuer viel Philologennatur in dem Griechen-
volk, das nicht bloß seine wunderbare Sprache gebildet hat,
sondern auch selbst durch seine Sprache gebildet worden ist und
wird. Daß dieses Volk unter all den Stürmen und Wettern,
die über es hingegangen sind, nicht seine Nationalität verloren
hat, verdankt es in erster Linie seiner Sprache und seinem
treuen Festhalten an derselben, und dem Umstande, daß die
Kirche die Pflegerin der Sprache gewesen ist. Ihre Liturgie
mit dem hellenistischen Griechisch bewahrte die Volksprache
vor gänzlicher Barbarei. Das heilige Wort wurde der Hort
des Volkes. Goten und Navaren haben im Peloponnes keine
Spuren außer denen einer barbarischen Zerstörungswut
hinterlassen, und die viel schlimmere Hochflut der Slaven hat
nicht vermocht, den Griechen der Morea ihre Sprache zu ver-
derben. Gewiß, eine geringe Zahl slavischer Lehnwörter ist
in die Volksprache übergegangen, viele Ortsnamen sind rein
slavischen Charakters oder haben doch slavifizierende Endungen
angenommen, wie Tripolita aus Tripolis, aber trotzdem
verhalten sich die slavischen zu den hellenischen Ortsnamen
im Peloponnes wie 1 : 10, und jedenfalls haben die slavischen
Einwanderer die ganze Struktur der Sprache nicht beeinflusst.
Die Griechen sind eben vermöge höherer Kultur und ausgebil-
deter Sprache der Slaven so gut Herr geworden, wie ihrer die
Germanen im ganzen Osten Deutschlands Herr geworden sind
trotz der slavischen Ortsnamen: Jena, Leipzig, Dresden,
Berlin, Stettin, Danzig, Schwerin und der unzähligen Orts-
namen auf ow. Untereinander sprachen unsere jugendlichen
Begleiter gurnizo, zu uns aber guorizo, und wenn wir statt
guorizo, das heute gang und gäbe iréwro gebrauchten, be-
fleißigten sie sich mit großer Sicherheit des erlernten Buch-
griechisch.

Im Schweiß unseres Angesichts vollendeten wir den
wirklich sehr mühsamen Aufstieg. Eine Burg ganz so, wie man
sie bei uns sieht, ein hohes Felsenest mit dem großartigen
Blick vorn auf das Enkaion, rechts in das tiefe Engtal des

Alpheios, links auf die nackte Bergwildnis des westlichen Arkadiens und auf die lieblich grünende Ebene von Megalopolis, durch die der Alpheios sich wälzt. Darüber im Hintergrund der Tangetus, alles herrlich sonnbeglänzt. Eine Viper, die aufgestört wurde, versetzte unsere redseligen Griechenjungen in blassen Schrecken. Nach der andern Seite blickte man auf den Ort Karnäna, der sich anmutig um den Burgberg gruppiert. Nachdem wir uns satt gesehen, stiegen wir wieder herab und wurden in ein Honoratiorenhaus mit alten ramponierten Möbeln und mit Photographien an den Wänden geführt, wo wir mit großem Appetit unser frugales Mahl hielten.

Neugekräftigt stiegen wir zu Fuß hinunter nach der Brücke über den Alpheios und ritten dann wieder jenseits bergan, bis wir die nur streckenweise fertige Straße am Enkaion erreichten, auf der wir den ganzen Nachmittag zubringen sollten. Wir sahen nun uns gegenüber die Berge, die wir am Morgen herabgestiegen waren, zwischen ihnen und uns setzte der Alpheios in tiefer Furche seinen Weg nach Olympia fort. Dörfer gab es stundenlang nicht, oder nur hoch im Gebirge. Nur ein Hof lag am Wege, wo wir Masticha tranken, ein auf Mastixharz angelegter Likör, von dem ich vermute, daß er mit Scheffels Bakterschnaps Familienbeziehungen hat. An einem Quell, es war ein unvergeßlicher Moment, standen unsere Pferde in Front an einem hohlen mit Wasser gefüllten Baumstamm. Ein Mädchen, das wie Rebekka an der Quelle stand, ohne ihre dienstfertig-gastfreundliche Gesinnung zu teilen, zögerte, uns für unsern Mundbedarf Wasser zu schöpfen. Als aber der Agogiat sie fragte: Esi christiani isä? „bist du eine Christin?“ schöpfte sie uns Wasser in einem riesigen Gefäß, das nun von Mund zu Mund ging, bis kein Tropfen mehr darin war. Im übrigen ging es immer nur weiter. Die Ausdauer der Pferde war bewunderungswürdig auf dem zum Teil elenden Wege. Aber auch der Reisende darf ja abseits der Eisenbahnen in Griechenland kein Särtling sein. Nächte ohne rechten Schlaf und lange Tage, und diese fast immer auf dem Rücken des Pferdes, 11, 12, 13 Stunden lang mit kurzen Unterbrechungen! Die Art der Pferde und des Sattels erklärt ja manches. Die Tiere sind durchaus nicht stumpfsinnig, im Gegenteil, sehr intelligent und von bewunderungswürdiger Sicherheit des Trittes auch auf dem schwierigsten Felsenboden. Der Sattel ist ein mit Leder gepolstertes Holzgestell, auf dem man jede Stellung einnehmen kann. An diesem Holzgestell hängen die Säcke mit den notwendigen Reisebedürfnissen. Bald sitzt man rittlings, bald seitwärts wie eine Dame, dann zieht man seine Beine an sich und kreuzt sie übereinander wie ein Türke. Bald sieht man über den Hals des Pferdes, dann, wenn man eine rückwärts liegende Landschaft noch einmal genießen will, setzt man sich so, daß man über den Schwanz des Tieres hinwegsieht, das indessen, unbekümmert um seinen Reiter, ruhig seinen Paßgang weiter macht. Auf diese Weise gibt es mancherlei Abwechslung und hält man das beständige Zupferdesitzen ganz wohl aus.

(Sortierung folgt.)

† Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Generalarzt a. D. Dr. Otto Kappesser in Darmstadt.

17. Eine Schmuggelgeschichte.

Als nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft Altdeutschland als deutscher Bund wieder erstanden war, da entwickelten sich zunächst Zustände für Handel und Ver-

kehr, für deren Möglichkeit wir heutigen Tages gar kein Verständnis mehr hätten. Jedes Land und jedes Ländchen suchte sich unter des deutschen Bundes schützendem Privileg als Sondernationchen zu etablieren „mit allen Schikanen“ und schloß seine Grenzen mittels Maut gegen das Nachbar-nationchen ab. Davon nur ein Beispiel: Der Sohn des Lehrers ~~S. J. J.~~ zu ~~J. J.~~ reiste mit einem Halbduzend Kameraden nach Friedberg zu dem neuen hessischen Lehrerseminar. Ihm oder einem der anderen hatte eine sorgende Mutter für etwa drohende schmale Tage einen solennen Schwartemagen von der letzten Mehlsuppe her mitgegeben. Da aber die Fahrt von Frankfurt bis Friedberg durch zahlreicher Herren Länder, durch Frankfurter, kur- und darmhessisches und nassauisches Gebiet ging, mußte an jeder neuen Grenze wieder Zoll für diesen Besitz bezahlt werden, und als das wieder zum sechsten Mal geschehen sollte, da hatten die jungen Reisenden wieder Hunger bekommen und da teilten sie die Schwartenwurst kurzerhand unter sich und aßen sie vor den Augen der geprellten Zöllner auf.

Auch in dem Teil des vormaligen Departements Mont-Tonnerre (Donnersberg), das an den Großherzog von Hessen als Entschädigung gegeben wurde für das Herzogtum Westfalen, das er an Preußen hatte abtreten müssen, konnte man sich, gewöhnt an das frühere Geschäftsgebaren der französischen Herrschaft, nur schwer in die neuen, beengenden Verhältnisse finden, zumal auch die Bevölkerung und die neuen, aus ganz andern Verhältnissen herübergekommenen Regierungsorgane nur langsam zu gegenseitigem Verständnis kamen. Uebrigens muß hier rühmend anerkannt werden, daß gerade das kleine Hessen allen voran durch seinen kühnen Vertragsabschluß mit Preußen den ersten Anstoß zur Gründung des deutschen Zollvereins und damit zu allmählicher Beseitigung dieser unglücklichen Zustände gegeben hat. Da man, wie gesagt, auch in den neudeutschen, linksrheinischen Landesteilen nur schwer in die neuen Verhältnisse sich finden konnte, so entwickelte sich nach und nach trotz aller Aufsicht ein regelmäßiger Schmuggel, besonders zwischen den beiden Ufern des schönen Rheingaaues, ja es wurde ein förmlicher Sport, bei jedem Ausflug nach dem herrlichen, weinfrohen jenseitigen Ufer etwas Zollpflichtiges heimlich von dort heimzubringen, indem man bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit den damaligen Verhältnissen gar nichts Unrechtes sah. Warum es sich eigentlich damals lohnte, aus dem kleinen Herrscherbereich Oranier Spinnerei- und Webstoffe, auch Spezereien und anderes nach Hessen herüberzuschaffen, weiß ich jetzt selber nicht mehr. Aber Tatsache ist, daß es damals in den, den Ueberfahrtsstellen Weinheim und Heidesfahrt gegenüberliegenden Ortschaften bei Krämern und Wirten regelrechte Ankleideräume gab, in welchen die Kunden die verkauften Stoffe, zum Teil provisorisch zugeschnitten, unter ihren Kleidern am eigenen Leibe verbargen, um sie so unbemerkt über die Zollgrenze zu bringen, während man zum Schein irgend einen geringwertigen Gegenstand zur Verzollung vorwies.

Nun war damals ein junger Geistlicher, aus dem benachbarten E. stammend, anfangs der 20er Jahre als Seelsorger bei der evang. unierten Gemeinde Ober-Engelheim mit der Siliale Weinheim ordiniert worden und hatte durch sein kluges, gemessenes Benehmen rasch dort Fuß gefaßt, trotz der religiösen Freigeisterei, welche damals in den sog. Kantonsorten, größer als die Bauerndörfer und doch kleiner als Städte, noch von der Franzosenzeit her unter dem Einfluß dort oft recht bunt zusammengesetzter Beamenschaft, zur Herrschaft gekommen war. Er war aber auch fröhlich mit den Fröh-

lichen und so hatte er sich eines Tages einer befreundeten Gesellschaft zu einem Ausflug ins schöne Rheingau angeschlossen, vielleicht per Gelegenheit einer solennen Weinversteigerung etwa zu Kloster Eberbach oder auf Johannisberg, wo damals noch nach altem Brauch mehr Zaungäste denn wirkliche Steigliebhaber zur Probung der herrlichen Nummern sich einzustellen pflegten.

Während er nun Abends am jenseitigen Ufer auf Gelegenheit zur Ueberfahrt wartete, wurde er von einer Frau aus seiner Gemeinde, die auch zu seinen eifrigsten Kirchgängerinnen gehörte, angesprochen: „herr Pfarrer,“ sagte sie, „Sie könnten mir einen Gefallen tun. Ich hab' da noch einen Strang Wollegarn, den ich für die Winterstrümpfe von meinem Mann für's Anstricken brauche und den ich nicht mehr unterbringen kann. Wenn Sie's erlauben, täte ich ihn in Ihr Halstuch einwickeln, da sieht's kein Mensch und die Leute könnten noch glauben, Sie hätten zwei Halstücher an.“ Zu Anfang der 20er Jahre nämlich beschäftigte sich die Mode gerade so eingehend mit der Halsbekleidung der Herrenwelt, wie sie das jetzt bei unseren Schönen tut. Besonders auf Uniformbildern aus jener Zeit sieht man Krawatten-Ungeheuer, welche das ganze Kinn und einen Teil der Wangen bedeckten, und auch beim Zivil hand man gerne große Halstücher um, ja zu besonders stattlichem Aussehen mitunter sogar zwei übereinander.

Wer kann der Bitte schöner Augen widerstehen, zumal wo es sich um das neu begründete Ansehen des neu bestellten Hirten der Schäflein handelt! Er willigte also ein, zumal er nach der allgemein geltenden Ansicht gerade nichts Schlimmes darin fand. Wie er aber dann am heimatischen Ufer harmlos an der Reihe zum Passieren der Douanenlinie stand, stieß ihn auf einmal ein Schiffischer aus seinem Filialort mit dem Ellbogen an: „herr Pfarrer, machen Sie, daß Sie weiter kommen, der Strang guckt Ihnen ja zum Hals heraus.“ Wahrscheinlich hatte man es bei dem Bindeknüpfen etwas zu eilig, und da drohte nun das Toilettengeheimnis den Verrat. Er folgte dann auch schleunigst dem Wink und ging gleich weiter, von niemandem behindert, denn keins hätte in dem würdigen Ortsgeistlichen, der dazu noch gerade von einem Spaziergang heimzukehren schien, den angehenden Staatsverbrecher gewittert.

Uns, seinen Kindern, aber hat er später das Erlebnis zur Warnung erzählt, daß man auch im geringsten sich keinen Schritt vom rechten Weg solle ablenken lassen.

Ein „Glaubensbekenntnis“ des Unglaubens.

Welche Blüten die unter dem Namen „Monismus“ verbreitete Gedankenrichtung treibt, sobald sie sich vom bloßen Neinsagen zum positiven Schaffen zu erheben versucht, dafür hat ein Herr Wolfsdorf einen neuen Beweis geliefert. „Für Kinder freidenkender Eltern“ hat er (in Bamberg, Handelsdruckerei) zwei kleine Lesebücher erscheinen lassen, betitelt: „Monistische Pädagogik“ und „Freie Gedanken — helle Augen — klarer Sinn“. Die heutige Schule dünkt den Verfasser „ein Gefängnis, eine Stätte der Lüge und Heuchelei. Die dualistische Pädagogik verkrüppelt den Kindern Leib und Seele“. Das monistische Erziehungsideal denkt sich Wolfsdorf in drei Stufen verwirklicht, in der Spielschule (vom 6. bis 9. Lebensjahre), in der Lernschule (9.—12.) und in der Konfirmandenschule (12.—16.). In dieser erhebt sich der Unterricht unter anderen zu den drei Glaubenssätzen: 1. Wir

glauben, daß das unerschaffene und unvernichtbare Weltall sich nach ihm innewohnenden, ewigen und unabänderlichen Gesetzen ordnet. 2. Wir glauben, daß die in der übrigen Natur wirkenden Gesetze auch im Leben der Völker, wie im Leben der Einzelnen, wirksam sind. 3. Wir glauben, daß die Wissenschaft diese Gesetze immer mehr erkennen und für das Gesellschaftsleben der Menschen immer wirksamer machen wird.“ — Wir glauben, wir glauben. Also doch wieder der vielgescholtene Glaube! Es wäre nicht schwer, zu beweisen, daß gerade der Glaube an diese monistische Dreifaltigkeit auf schwachen Füßen steht. Jedenfalls sollte der Verfasser nun auch anderen Leuten ihren Glauben lassen. Statt dessen stellt er die Gottheit auf eine Stufe mit Riesen und Seen oder mit dem schwarzen Manne, mit dem unverständige Kindermädchen den Kindern angst machen. „Darum, liebe Kinder, wenn ihr euch auf Gott verlaßt, so seid ihr verlassen.“ Sie sollen an die Kraft der Menschheit glauben, sie sollen bekennen: „Ich glaube an mich und meine Stärke“. Es gibt keine Erlösung, aber eine Selbsterlösung. „Nicht Gott ist euer Helfer und Erlöser, sondern ihr seid eures Glückes Schmied; denn alles Glück hat seine letzte Quelle in der inneren Harmonie.“ Und doch gibt es keinen freien Willen; wir müssen stets genau so handeln, wie Vererbung und Umgebung uns zwingen. — Wie ein Kind achtlos das Kartenhaus umstößt, das es gebaut hat, so gehts Herrn Wolfsdorf. Wo bleibt dann die ganze Pädagogik, wenn es keine Willensfreiheit gibt? Oder ist Erziehung etwas anderes als planmäßige Bildung des Willens? Wie kann ich meines Glückes Schmied sein, wenn ich muß, wie Vererbung und Umgebung mich zwingen? Und wie ist innere Harmonie möglich ohne Stillung des Gewissens, des unzerstörbaren Zeugen für gut und böse, des unbestechlichen Richters in unsrer Brust? Wer der Menschheit zu dienen meint, indem er die Macht haltender, sittlicher Zucht hinwegräumt, der beraubt sie damit zugleich der tiefsten Trostmacht. Wer die Menschheit zu heben meint, indem er sie von dem Widerstreit von gut und böse losmacht, der stößt sie damit zum Tier hinab. Er kennt nicht die ernsten Erfahrungen der Geschichte noch des Menschenlebens noch die tiefsten Bedürfnisse des Herzens. Diese hochfahrende und zugleich herabwürdigende Pädagogik ist ein totgeborenes Kind. Sollte es aber unser Volk dennoch mit ihr wagen, so würde von der ersten schweren Haussuchung, die uns träfe, hinweggefegt werden, wie Spreu vom Sturme.

Vom Weinen am Grabe.

Wer hat noch nicht das widerwärtige Schauspiel erlebt, daß auf dem Lande oder in der Stadt leidtragende Frauen bei Begräbnissen einen ungebührlichen Lärm gemacht haben? Wenn sie auch vor und nach dem Begräbnisse in musterhafter Form ihre Ruhe bewahrt haben, von dem Augenblick an, da die kirchliche Handlung am Sarge ihren Anfang nimmt und die Teilnehmer sich zur Feier eingefunden haben, sind diese Leidtragenden, die vorher recht gefaßt, ja mitunter sogar ganz vergnügt ausgesehen haben, wie umgewandelt. Fassungslosigkeit und Trauer haben sie ergriffen und tun sich in wildem Schreien kund. Sobald der Geistliche das erste Wort spricht, ertönt ein lautes Weinen, das mehr und mehr in unartikulierte Töne übergeht. Der Pfarrer wird natürlich hierdurch in empfindlicher Weise gestört, die Zuschauer verstehen von dem, was er spricht, auch nicht ein Wort. Es entsteht ein Wettkampf zwischen dem Geistlichen und der Trauernden, bei der fast allemale die letztere durch die größere Kraft ihrer Stimme den Sieg davonträgt. Dieser Wettkampf ist zu Ende, sobald

nach dem Segen das Amen gesprochen ist. Wenn nun Vereine oder sonstige Korporationen Kränze mit kurzen Widmungen niederlegen, so sind die vorher Fassungslosen merkwürdig gefaßt. Ganz still und voll von Interesse hören sie zu; denn von diesem Teil der Feier, der die Neugier reizt, möchte man sich doch nichts entgehen lassen.

In manchen Landgemeinden ist es üblich, daß trauernde Frauen nach Beendigung der kirchlichen Feier an das Grab treten, das Taschentuch gegen das Gesicht pressen und nun laut schluchzend den Toten anreden und ihm seine guten Eigenschaften nachrühmen. Das macht besonders da einen widerwärtigen Eindruck, wo bekannt ist, daß die Trauernden mit dem Dahingeshiedenen, so lange er lebte, in arger Feindschaft gelebt haben.

Sehr beliebt ist auch, daß man am Grabe Szenen auführt. Man tut so, als ob man in Ohnmacht fallen wolle, die zunächst Stehenden drängen sich herbei, um die Bedauernswerte zu stützen und zu beruhigen. Sehr schlimm ist es, wenn die Fassungslosigkeit einer Trauernden so weit steigt, daß diese sich in das Grab stürzen will. Von dieser Sitte berichtet die Zeitschrift „Dorfkirche“ einen merkwürdigen Fall. Eine Mitarbeiterin erzählt da von dem früheren Superintendenten Schöneich zu Frankfurt a. d. Oder und berichtet folgendes von ihm: „Als Pfarrer in einem kleinen Orte hatte er einen Mann zu beerdigen, dessen Witwe das dort übliche laute Weinen noch überbot. Sie gebärdete sich wie eine vor Schmerz Rasende, schrie auf, als der Sarg hinuntergelassen wurde und wollte sich durchaus ihm nach ins offene Grab stürzen. Die Umstehenden hielten sie gewaltsam zurück, und der Pfarrer versuchte vergeblich die Frau zu beruhigen. „„Ich möt rin (ich will hinein), ich möt rin!““ schrie sie verzweifelt. Da entschied der Pfarrer endlich energisch: „„Na denn — laßt sie rin!““ Die zurückhaltenden Hände ließen los, und die verblüffte Witwe — verstummte. Ins Grab zu springen fiel ihr nicht ein, und sie konnte plötzlich ihren Schmerz so gut beherrschen, daß das Begräbnis unbehindert seinen Fortgang nehmen konnte.“

Im Vogelsberg nennt man das Weinen am Grabe „gerrn“, und mancher hat die Ansicht, daß nur der wahre Trauer bekundet, der recht laut „gerrnt“. Bei der Beerdigung eines Kindes stand der noch junge Vater, ohne zu weinen, am Grabe. Jedermann sah ihm an, wie tief und aufrichtig seine Trauer war, wie wehe es ihm tat, das Kind verlieren zu müssen. Das verdroß jedoch die Schwiegermutter, die sich im „Gerrn“ sehr hervortat, auf das äußerste. Während der Rede des Geistlichen zupfte sie beständig den Schwiegersohn am Arm, um ihm damit zu bedeuten, daß es seine Pflicht doch erfordere, zu „gerrn“. Gleichzeitig wollte die gefühlvolle, gemütsstiefe Schwiegermutter den Umstehenden auch zeigen, daß niemand den Schmerz über den Tod des Kindes so tief empfinde als sie mit ihrem vordringlichen Toben.

Es gibt nichts, das ergreifender und würdiger ist als der tränenlose Schmerz eines wahrhaft Trauernden. Wahre und echte Trauer schweigt. Wo man laut schreit, Szenen macht, und alles nur so lange, als Zuschauer und Zuhörer da sind, da geht der Schmerz nicht tief. An keinem Orte der Welt wird mehr Theater gespielt als auf den Friedhöfen. Diese Art der Trauer ist nicht nach dem Sinne dessen, der, als er in das Trauerhaus des Obersten Jairus eingetreten war, zunächst nichts tat, als daß er die Klageweiber hinaustrieb.

Ein pfälzischer Musifant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Sortsetzung.)

Ich hatte in Mainz für Marie einen weißen Schal gekauft und ging gleich am Abend hin, um ihr mein Geschenk zu überbringen. Ueber den Schal freute sie sich sehr, nicht aber über die Nachricht, daß ich als Freiwilliger bei den 118ern angenommen sei. Sie machte eine unzufriedene Miene und fragte mich: „Wie lange muß man bei den Hessen dienen?“

„Drei Jahre, wie überall im Deutschen Reiche,“ gab ich zur Antwort.

„Das ist ja eine kleine Ewigkeit, bis dahin fließt noch viel Wasser den Rhein hinunter,“ meinte Marie und wandte sich schnippisch ab, um mir an diesem Abende kein Wort mehr zu gönnen. Ich mußte mich damit begnügen, der Rede ihres Vaters zu lauschen, der mir von den Verträgen erzählte, die er für das laufende Jahr mit großen Handelshäusern abgeschlossen habe. Ich wunderte mich, wie in alten Büchern steht, „baß“ darüber, daß ein Kramladen in einem kleinen Dorfe, wo alles halbpfundweise gekauft wird, die Waren in so großen Quantitäten absehe.

Der harte Winter, der vielen armen Leuten Not gebracht hatte, ging zu Ende, und die Schneedecke schmolz im lauen Winde des Februar. Der Donnersberg streifte sein weißes Gewand ab, und überall flossen von den nordpfälzischen Bergen die Wässerlein hernieder, so daß Bäche und Flüsse mächtig anschwellen. Das ist die Zeit, in der der Musifant unruhig wird, in der ihn der Drang in die Ferne bewegt. Oesters als sonst kam unsere Kapelle zusammen, und lebhafter und takt-sicherer als sonst klang unsere Musik. Jeder sagt sich eben, wenn es wieder in die Welt hinaus gehen soll, daß er sein Bestes leisten muß.

Marie Lippert hatte mehrere Tage mit mir geschmolzt, und war, wenn ich abends in ihr Elternhaus kam, nicht herbeigekommen. Eines Tages aber, als ich die Trompete unter dem Arme hatte und wieder nach Rodenhausen zur Übungsstunde geben wollte, erwartete mich am Dorfsausgange wieder ein Kind, das mir einen Zettel von Marie überreichte. Auf diesem Zettel bestellte sie mich zum Abend an das Hofstor.

Ich ging hin und fand das Mädchen wie umgewandelt. Sie war heiter und freundlich und redete mit einem Male davon, daß wir im Herbst unsere Verlobungskarten ausschicken sollten, um dann, wenn ich meine Militärdienstzeit hinter mir habe, zu heiraten. Das erschien mir als ein sehr lockendes Ziel. Im stillen hatte ich schon oft gedacht, daß ich als Schwiegersohn des Krämers Lippert mit einem Schläge ein reicher Mann sein werde. Bayerische Eisenbahnaktien, ungarische Goldrente, ein Jahresumsatz von 9000 Mark, Haus und Geschäft und später einmal die Villa, das gefiel mir besser, als durch den Straßenkot zu marschieren und Musik zu machen.

„Aber, komm hinein in das Haus!“ sagte das Mädchen, „hier am Tor zieht es zu sehr, und es braucht auch nicht jeder zu hören, was wir sprechen.“

Sie nahm mich an der Hand und führte mich in das Wohnzimmer, in dem sich niemand befand. Der Vater bediente im Laden Kunden, wenigstens konnte ich hören, daß die Klingel oft ging und daß Frauen und Kinder bald Steinöl, bald ein halbes Pfund Linsen, bald Senf verlangten. Die Mutter rumorte in der Küche.

Hell brannte im Wohnzimmer die Hängelampe, und in ihrem Schein sah ich, daß über einer Stuhllehne Kleider hingen, die sehr bunt waren und mir deshalb auffielen. Marie nahm die Sachen auf und hielt sie gegen das Licht. Es war ein rotes, mit allerhand Glitter verziertes Nieder und ein schwarzer, über und über mit kleinen Glasperlen besetzter Samtrock.

„Gefällt dir das?“ fragte Marie und sah mich lachend an.

Ich wußte nicht recht, was ich erwidern sollte und sagte nur: „Willst du Theater spielen?“

Sie gab mir keine Antwort, sondern ergriff ein Tamburin, das auf dem Kleiderschranke lag und schlug leise, damit es die Leute im Laden nicht hören sollten, mit dem Fingerknöchel darauf.

Ich wußte noch immer nicht, was das Ganze bedeuten sollte. Da legte mir Marie zutraulich die Hand auf die Schulter und sagte: „Peter, ich habe etwas Schönes vor. Siehst du, das hier ist ein Zigeunerkostüm, das hat mir meine Mannheimer Herrschaft geschenkt. Und nun will ich dir sagen, was wir miteinander machen wollen. Die nächste Woche ist Fastnacht, da gehen wir nach Mainz und amüsieren uns nach Herzenslust. Da ist die Hambacher-Breth von hier, die hat einen Mann geheiratet, der in der großen Lederfabrik zu Mainz schafft, bei der können wir übernachten. Am Sonntag morgen reisen wir ab und dann machen wir gleich drei Tage hintereinander durch bis zum Aschermittwoch. Unsere Arbeit ist kein Frosch, die hüpfst nicht davon. Gelt, Peter, das gefällt dir doch auch?“

Wie es gekommen ist, das weiß ich nicht, aber das weiß ich noch, als Marie mir diesen Vorschlag entwickelt hatte, sah ich meine Mutter ernst und still im Wohnzimmer hinter ihrem Spinnrad sitzen, und das Bild des Vaters tauchte vor mir auf, wie er abends, wenn es anfing dunkel zu werden, durch das Hoftor schritt und die Art auf der Schulter trug. Meine Eltern und der Mainzer Karneval, das paßte so wenig zusammen, wie ein Ruppertsecker Knecht, der seine kurze Pfeife raucht, und ein feiner Salon, wie ich ihn oft in dem französischen Seebad Trouville, wo wir gespielt hatten, durch die geöffneten Fenster gesehen hatte. Mein Vater war allemale schon ärgerlich gewesen, wenn ein kleiner Junge am Fastnachtsdienstag sich nur eine Larve vorgebunden hatte. Da hatte er immer gesagt: Es ist eine Schande, daß die Leute so das Geld zum Fenster hinauswerfen und ihrem Bub ein Fastnachtsgeßicht kaufen.

Marie deutete mein Schweigen im anderen Sinne. Sie sagte: „Gelt, Peter, du denkst darüber nach, was du für ein Maskenkostüm anziehen sollst. Ich habe schon gedacht: Du gehst als Fuhrmann, blauer Kittel, weiße Zipfelmütze, Ledergamaschen, und in die Hand nimmst du eine lange Peitsche. Das Knallen mit der Peitsche hast du ja gelernt, wenn du mit euren Kühen ausgefahren bist.“

Laut lachte das übermütige Mädchen. Mir war es nicht zum Lachen, ich dachte daran, daß meine Mutter mir gesagt hatte, Marie habe ihre Stellung in Mannheim aufgegeben, weil ihre Herrschaft nicht dulden wollte, daß sie sich in den Fastnachtstagen auf der Straße umhertreibe. Nach langer Pause gab ich zur Antwort: „Nein, Marie, da mache ich nicht mit, das leidet meine Mutter nicht.“

Da hätte man aber einmal sehen sollen, wie Marie in Zorn geriet. Ihre Augen blühten, sie stampfte mit dem Fuße auf und warf ihr Zigeunerkostüm über die Stuhllehne.

„Was?“ sagte sie in der höchsten Erregung, „du läßt dir Vorschriften von deiner Mutter machen? Gehst du Musik machen und verdienst du das Geld oder sie? Ich habe ja schon lange gewußt, daß deine Mutter gegen mich ist, die Altpeter-Lene hat mir das auch gesagt. Aber warte, wenn ich die Alte einmal dazwischen kriege, dann will ich ihr die Meinung sagen. Ich mache sie so schlecht, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihr nimmt. Was weiß sie davon, wie es heutzutage die jungen Leute in der Welt machen! Die kann nur schaffen und sparen, der Hunger und der Geiz bringen sie noch um.“

„Marie, laß meine Mutter aus dem Spiel!“ wagte ich schüchtern dazwischen zu reden.

„Ach, deine Mutter, die weiß nur, wie man Kühe melkt und den Hinkeln Futter gibt. Ich weiß schon lange, daß sie mich nicht leiden kann. Aber warte, sie soll mir nur einmal zwischen Licht und Dunkel begegnen!“

Noch einmal versuchte ich, Oel auf das tobende Meer zu gießen, aber mein Bemühen war umsonst.

„Du bist gerade wie deine Mutter!“ so wurde ich angefaucht. „Du kommst auch noch um vor Geiz. Du bist überhaupt nichts als ein dummer Ruppertsecker Bauer, der am besten mit der Mistgabel umgehen kann. Mach dich weg, ich will nichts mit dir zu schaffen haben.“

So wurde ich auf wenig freundliche Art entlassen. Ich ging schon deshalb, weil ich alles Aufsehen vermeiden wollte. Es konnten Leute in den Laden kommen, die unsere Auseinandersetzung mitangehört hätten, und dann hätte das Dorf am nächsten Tage eine Neuigkeit mehr gehabt. —

Immer länger wurden die Tage, und immer stärker wurde der Bergwind, der in Feld und Wald den Boden trocknete. Nach dem schweren Winter atmeten die Menschen wieder auf und taten die Pelzkappen und die dicken Fausthandschuhe wieder in die Lade. Längere Zeit — wohl vierzehn Tage lang — sah und hörte ich nichts von Marie Lippert. Es hieß, sie sei nach Alsenz zum Besuch von Verwandten. Im stillen überlegte ich, ob ich vernünftig gehandelt hätte, als ich es abschlug, mit ihr nach Mainz zum Karneval zu gehen. Was hätte daran gelegen, wenn wir uns dort einmal zusammen gründlich amüsiert hätten? Einem Mädchen, dessen Vater ein so schwer reicher Mann ist, darf man nicht vor den Kopf stoßen und ihr nicht gleich den Willen der zukünftigen Schwiegermutter vorhalten. Mit meiner Unvernunft, so dachte ich, hatte ich mir vielleicht mein zukünftiges Glück verscherzt.“

Der letzte Tag vor unserm Abmarsch nach Holland war gekommen. Der Meister hatte die ganze Kapelle noch einmal nach Rodenhausen bestellt, um wegen des Lohnes, den wir bekommen sollten, und der Dauer unserer Reise noch einiges zu besprechen. Als wir fertig waren, wollte ich einige kleine Einkäufe für die Reise machen. Gottfried Keiper, der keine Lust hatte, auf mich zu warten, nahm seine Klarinette unter den Arm und ging allein nach Hause.

Ich erstand mir in einem Schuhgeschäfte ein Paar neue Schuhe und trat dann in einen Bäckerladen, um für meine Mutter einige mürbe Wecke zu kaufen. Gerade wollte ich bezahlen, da trat zu einer großen Ueberraschung Marie Lippert ein. Ich hatte sie vorher in dem Städtchen nicht gesehen, aber sie mußte irgendwo auf mich gewartet haben. Sie sagte zu mir: „Warte ein bißchen, Peter, wir haben ja denselben Weg.“

Ich war sehr verwundert, sie so plötzlich zu sehen, noch mehr wunderte ich mich darüber, daß sie in aller Freundlichkeit, als wäre nichts geschehen, mich anredete. So wartete ich

denn vor dem Laden auf sie, und wir gingen, wie so oft im letzten Herbst und Winter, miteinander den Berg hinauf.

Als wir die letzten Häuser des Städtchens hinter uns hatten und an einem Zimmerplatze vorbeigekommen waren, hing sich Marie in meinen Arm und fing an wie eine Elster — in der Pfalz sagt man: wie eine Ahe! — zu schwätzen. Ich möge ihr doch nicht böse sein, weil sie sich bei unserem letzten Zusammensein so aufgereggt gezeigt habe. Sie habe sich gerade an diesem Tage über ihre Mutter, die ihr alle schwere Arbeit zumute, ärgern müssen. Ich hätte ganz recht gehabt mit meiner Weigerung, den Mainzer Fastnachtsunfug mitzumachen, und meine Mutter sei wirklich eine brave alte Frau.

Dann erzählte sie, sie sei beinahe vierzehn Tage in Absenz bei ihrer Goth gewesen und habe erst gestern abend von Nachbarskindern erfahren, daß ich am übernächsten Tage mit meiner Kapelle nach Holland aufbrechen wolle. Da sei sie heute nach Rodenhäusen gegangen und habe auf der Straße gewartet, bis ich gekommen sei; denn sie wolle doch nicht, daß ich fortgehe und mit ihr böse sei. Sie habe mich wirklich sehr gern und wolle einmal keinen anderen haben als mich. Im Herbst, ehe ich zum Militär einrücke, wolle sie sich mit mir verloben. Die lange Rede schloß mit den Worten: „Das ist dir doch recht, Peter?“

Wohl dachte ich in diesem Augenblicke, daß Marie doch sehr sonderbar sei. Vor zwei Wochen hatte sie mich aus dem Hause gejagt und erklärt, sie wolle mit mir nichts mehr zu schaffen haben, und nun versicherte sie mich einmal um das anderemal, ich sei ihr der liebste auf der ganzen Welt. Aber ich dachte noch mehr an die bayerischen Eisenbahnaktien und an die ungarische Goldrente ihres Vaters und sah mich im Geiste schon, wenn der Alte einmal in seiner schönen Villa wohnte, wie ich, angetan mit dem Lederschuze, hinter dem Ladentische stand und das Geld durch die Ritze des Tisches in die Kasse einstrich. Indem ich mir diese angenehme Beschäftigung ausmalte, sagte ich, meine Begleiterin sanft an mich ziehend: „Was könnte mir lieber sein? Geld, Marie, wir bleiben einander treu?“

Sie nickte mit dem Kopfe, und weiter bergaufwärts im Abendwind ging unser Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

In der vorigen Nummer hatten wir in dem Artikel über den Klein-Lindener Posaunenchor angegeben, daß Anton Weigel Führer der dortigen Gemeinschaft gewesen sei. Diese Mitteilung beruht auf einer Verwechslung. Anton Weigel war wohl ein treues Glied der Versammlung, aber nie deren Leiter. Der erste Leiter war der Rechner Weigel.

Worte zum Nachdenken.

Ein Pilgrim gedenket nicht zu bleiben im Lande, da er waltet, und in der Herberge, da er über Nacht lieget, sondern sein Herz und seine Gedanken stehen anderswohin. Also seid, ihr Christen, spricht Gott, nur Fremdlinge und Gäste in dieser Welt und gehöret in ein ander Land und Reich, da ihr eine stete Herberge und bleibende Stadt habt ewiglich.

Dr. M. Luther.

Die zukünftige Herrlichkeit ist nicht etwa eine von außen uns zufallende Krone, sondern eine innerlich unter heißen Anfechtungen der Ewigkeit entgegenreifende Frucht.

In Christo kann man alles haben. Du seiest, wer du bist, komm nur getrost zu ihm. Willst du deine Wunden geheilt haben: er ist dein Arzt. Bist du von Sünden beschwert: er ist deine Gerechtigkeit. Brauchst du Hilfe: er ist deine Kraft. Fürchtest du den Tod: er ist dein Leben. Ambrosius.

Einem Christen soll und darf nichts unentbehrlich sein als Gottes Wort und dessen Kern und Stern: Jesus Christus.

Unser Kreuz tragen heißt: die unabänderlichen schweren Dinge unseres Lebens, unter denen Mut und Kraft zu zerbrechen drohen, doch im Glauben an die Liebe des himmlischen Vaters nehmen, heißt auf Posten, die verloren scheinen, doch treu aushalten, heißt, auch wenn der Kelch bis auf die Neige getrunken werden muß, doch an Gott nicht irre werden.

Ob Wogen auch brausen, ob Stürme auch wehn,
Fest steht die Verheißung: Der Herr wird's verstehn.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 26. Juli, 7. nach Trinitatis.

Kollekte für die innere Mission.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Sch w a b e.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markusgemeinde.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer D. S c h l o s s e r.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde.
Pfarrer D. S c h l o s s e r.

Nächstkünftigen Sonntag, den 2. August, wird Beichte und heil. Abendmahl für Matthäus- und Markusgemeinde gemeinsam gehalten werden. Anmeldung dazu wird bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer A u s f e l d.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johannesgemeinde.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

Beichte und heil. Abendmahl für Lukas- und Johannesgemeinde gemeinsam. Anmeldung vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Vormittags 11 $\frac{1}{4}$ Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde.
Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

„Wartburg“, evangelischer Jünglings- und Männer-Verein.
(Diezstraße 15, Kirchstraße 9.)

Dienstag, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, Bibelstunde,

Mittwoch, abends 8 Uhr, Turnstunde,

Donnerstag, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, Lese- und Spielabend,
Samstag, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, Versammlung der älteren
Abteilung,

Sonntag, abends 8 Uhr, Vortragsabend, Diezstr. 15.

Gäste stets willkommen!

Bibelkränzchen für Schüler höherer Lehranstalten.

Jüngere Abteilung jeden Mittwoch von 6—7 Uhr. Ältere
Abteilung jeden Samstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Bibelkränzchen für Mädchen aus der Johannesgemeinde.
Jeden Dienstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Steckenpferd-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul ist die beste **Lilienmilchseife** f. zarte, weiße Haut u. blendend schön. Teint. St. 50 Pf. Überall z. hab.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Zum 15. August wird in einen Offiziershaushalt in Mainz ein in Hausarbeit erfahrenes Mädchen od. einf. Fräulein gesucht. Etwas Kochen erwünscht. Anerbieten nebst Zeugnisabschriften an Frau Hauptmann Gottschalk, Mainz, Diether v. Jfenburgstraße 13^{1/10}.

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur- und Weißwaren
 Herren- u. Knabenkleider

Heh. Blum, Schuhlager, Neustadt 19
 Besonders billiger
Schuh-Verkauf
 15^{0/0} bis 20^{0/0}
 Reparaturen billigst

Ausverkauf
 elegant. Sommerhüte
 zu billigsten Preisen
 Geschw. Holberg Nachf.

Rudolf Richter

Gießen, Marktstraße 24—26
Hüte und Mützen
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

Frd. Teipel

16 Markt 16
 Vorteilhafte Bezugsquelle für
Strumpfwaren und Unterzeuge, Wäsche Kinder-Ausstattungen
 en gros Korsetts en detail
 Filiale: Frankfurter Straße.

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
 Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
 Nur bestbewährte Qualitäten
 Fr. Linter, Ludwigstr. 16
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

FRITZ NOWACK
 — Spézial-Haus für —
Braut-Ausstattungen
 Eigenes Atelier zur Anfertigung von Wäsche-Ausstattungen
 Bei Ausstattungen Vorzugs-Preise!
WÄSCHE-FABRIK

Busch's Musikhaus

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz
Musik-Instrumente
 :: und Musikalien ::

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-Einrichtungen, sowie sämtlicher Einzeilmöbel.
 Eigene Schreinerei - Begr. 1832.
C. Zimmermann
 Neuen Bäume 15.

Die wunderbarsten, preisgekrönten nicht einlaufenden „Blitz“-
Strick-Garne
 Wolle von M 160 p Pfd an, Deckenwolle, Seidenwolle, „Blitz“ Strümpfe, Trikot-Wäsche versendet an Private sehr billig
 Muster umsonst franko,
Garnfabrik Georg Koob,
 Hoflieferant in Erfurt B. 295.

C. Stöver, Gießen
 Seltersweg 16
 Uhren, Gold- u. Silberwaren
 Bestecke
 Reparaturen in eigener Werkstatt prompt und billig

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
 Kunst- und Handelsgärtnerei
 Blumengeschäft
 Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
 Blumen, Kränze und Buketts in reicher Auswahl zu billigsten Preisen.

Kleider-Stoffe Blumen-Stoffe Aussteuer-Artikel Reste
 außergewöhnlich billig
 Etagegeschäft. Seringe Unkosten
 Gemeinshaftlicher Einkauf mit 3 Geschäften zusammen
Lina Bernard
 Gießen, Bismarckstraße 6

Reste in Kleiderstoffen sowie Weißwaren Wollwaren Kurzwaren Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
 Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

Heinrich Noll

Mäusburg Nr. 7 Telephone Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
 Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft
 Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
 Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser
 Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

C. Leisler Ww.
 Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
 Lieferung ganzer Ausstattungen sowie Einzel-Möbel
 :: Eigene Polster-Werkstätte ::

CARL LUDWIG LEIB
 KUNSTHANDLUNG · BILDER- · EINRAHMUNGS- · GESCHÄFT
 VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Gustav Weischet, Elberfeld
 Flügel, Pianos, Harmoniums
 Haupt-Kontor: Hofkamp 7
 Fernsprecher-Nummer 1847
Kunst-Harmonium-Fabrik
 Lagerbestand: 250 bis 300 Instrumente.
 Barzahl hoher Rabatt, Teilzahlung gern gestattet. Miete wird bei Kauf angerechnet.
 Spezialität: Harmoniums mit eingebautem Spielapparat, von jedermann sofort ohne Notenkenntnis zu spielen.
 Filialen in Dahlerau, Essen-Ruhr, Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin
 Pracht-Katalog frei. Tüchtige Vertreter überall gesucht.



Edgar Borrmann, Giessen
 Neustadt 11 **Eisenhandlung** Telephone 165
 empfiehlt:
 Oefen, Herde, kupferne und gußeiserne
 Waschkessel, Haus- und Küchengeräte
 Solinger Stahlwaren,
 Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
 Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.



Franz Bette
 Mäusburg 10
 Fernsprecher-Nr. 666
Spezial-Geschäft
 in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
 Auswahlsendungen bereitwillig